AUTHOR:

MOGK, EUGEN

TITLE:

DIE DEUTSCHEN SITTEN UND BRAUCHE

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1921

Master Negative #

91-80080-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943.01
M725

Mogk, Eugen, 1854–

Die deutschen sitten und bräuche, von prof. dr. Eugen Mogk ... mit 15 abbildungen in holzschnitt und kupferätzung auf 4 tafeln. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut, 1921.

4 p. l., 96 p. plates. 22cm. (*Half-title:* Kultur und welt)

"Erneuter abdruck aus Hans Meyer, 'Das deutsche volkstum'."

D943.01 M72 Copy in Barnard College Library. 1921.

1. Germany—Soc. life & cust. I. Title.

Library of Congress DD67.M6 22-23309

Copyright A—Foreign 20546

11/1/47F [2]

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x

IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 6/13/91 INITIALS ER

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

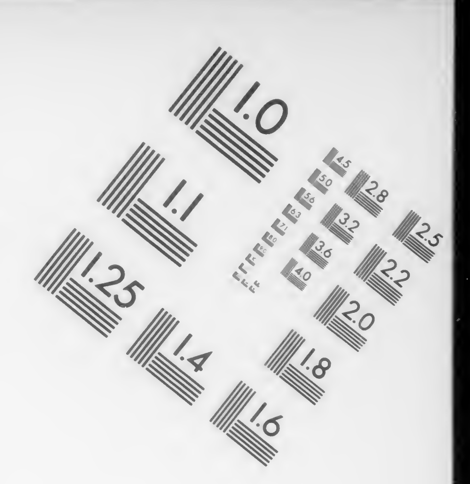


AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202

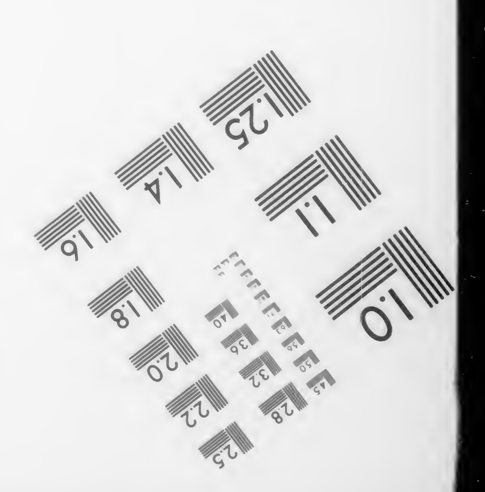


Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches



KULTUR UND WELT

EUGEN MOGK

Die deutschen Sitten und Bräuche



BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT

Kultur und Welt

Eugen Mogk

Die deutschen Sitten und Bräuche

Die deutschen Sitten und Bräuche

Von

Prof. Dr. Eugen Mogk

Erneuter Abdruck aus Hans Meyer,
„Das deutsche Volkstum“

Mit 15 Abbildungen in Holzschnitt
und Kupferätzung auf 4 Tafeln



Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien
1921

Dem Gedächtnis
unsers fürs Vaterland gefallenen Sohnes
Walther

Vorwort

Soll ein Volk nicht dahinwelken, so muß es neben der Geistespflege auch das Gemütsleben zu seinem Rechte kommen lassen. Die Ausbildung des Geistes trennt die Stammesgenossen, in ihren Gefühlen, die im Gemüte wurzeln, sind sie einig; in ihnen finden sie sich zusammen und reißen die Schranke nieder, die Bildung, Vermögen, gesellschaftliche Stellung gezogen haben. Das hat die große Zeit, in der wir leben, von neuem gelehrt. Pflege des Gemütslebens ist daher vaterländische Pflicht. Den kräftigsten Nährboden hat dieses aber in heimischer Sitte und heimischem Brauche. Was der Mensch von seinen Vätern geerbt, was er in der Jugend gesehen und getrieben hat, was ihm durch den Genuß der Freude in der Erinnerung die Heimat heilig macht, das erfüllt seine Seele und stärkt ihn in den Zeiten der Not und des Unglücks, erfrischt ihn in der Fremde und im Alter. Zahlreiche Zeugnisse unserer Krieger haben bekundet, wie treuer Familiensinn, die Erinnerung an frohe Stunden harmloser Geselligkeit, das heimische Volkslied ihre Kraft zu Taten angespornt und ihre Vaterlandsliebe haben wachsen lassen.

Vielfach verästelt ist Sitte und Brauch unseres Volkes. Auch hierin zeigen sich die Stammeseigentümlichkeiten, die bei den Deutschen auf den verschiedensten Gebieten hervortreten. Dazu ist die Natur der heimatlichen Scholle, sind die verschiedenen Berufe selbstverständlich von großem Einfluß auf die Volkssitte gewesen. Diese hat sich auch mit den Zeiten geändert; lange Geübtes ist abgestoßen und Neues, nicht selten auch Eingewandertes ist aufgenommen worden. Aber was von außen kam, hat sich nur dann erhalten, wenn es unserm Volkscharakter zusagte und unserm Gemütsleben neue Nahrung zuführte. Mit diesen Tatsachen ist in dieser Darstellung volkstümlicher Sitten und Bräuche gerechnet worden, worin ich versucht habe, in etwas erneuter Gestalt ein Spiegelbild der deutschen Volksseele zu geben. Zugleich soll das Bändchen zur Umschau in unserem Volke anregen und veranlassen, das aufzuzeichnen, was noch an alten Sitten und Bräuchen fortlebt. Denn immer mehr und mehr schwinden diese in unserer Zeit, und vielfach sind sie nur noch in der Erinnerung älterer Leute erhalten. Die Vereine für Volkskunde, die die Liebe zum Vaterlande und zu unserem Volke in allen deutschen Ländern hat entstehen lassen, sind die Schirmer dieses alten Volksgutes und nehmen freudig jede Mitteilung an, damit das, was unser Volk frisch erhalten hat und noch erhält, wenigstens im Worte auf die Nachwelt komme.

Leipzig 1920. E. Mogk.

Inhalt

	Seite
I. Deutsche Sitten und Bräuche in alter Zeit	1
II. Deutscher Inhalt in heutigen Sitten und Bräuchen	12
1. Allgemeines	12
2. Geburt, Hochzeit, Tod	15
3. Der Deutsche im Alltagsleben und an den großen und kleinen Festtagen	34
4. Deutsche Sitten und Bräuche bei den wichtigsten Beschäftigungen und in den verschiedenen Ständen	73

Verzeichnis der Tafeln

	Seite
Tafel I	14
1. Bäuerinnen in der Wetterau, zum Kirchgang gerüstet.	
2. Pinzgauer Bauern in Nationaltracht.	
3. Bildstöckl, von Totenbrettern umgeben, bei Freilassing, Oberbayern.	
4. Kirchhofleuchte auf dem Friedhof zu Wals bei Salzburg.	
Tafel II	38
1. Laubenhaus in Hagenau, Kreis Mohrungen.	
2. Altes Gasthaus in Walchsee bei Kufstein, Tirol.	
3. Ein Fachbauwerk in Schotten, Oberhessen.	
4. Mecklenburgischer Gutshof in Fulgen bei Brunshaupten.	
Tafel III	62
1. Sonnenwendfeuer im mittleren Inngebiet.	
2. Maitanz.	
3. Umzug der Nürnberger Metzger mit der langen Wurst 1658.	
Tafel IV	88
1. Rathaus in Marienburg (Westpr.)	
2. Rathaus in Wernigerode (Harz).	
3. Burg Eltz an der Mosel.	
4. Rothenburg ob der Tauber.	

I. Deutsche Sitten und Bräuche in alter Zeit.

Es ist eine anerkannte Tatsache, daß in Deutschland die Kluft zwischen dem gemeinen Manne und den sogenannten höheren Ständen in den letzten Jahren vor dem großen Kriege immer größer und größer wurde, so daß die Besten unseres Volkes die Frage aufgeworfen haben: Wohin soll das führen, wenn es so fortgeht? Soziale Verhältnisse, die gewiß eine der Hauptursachen jener Kluft sind, hatten nicht allein diese Scheidewand geschaffen. Es hatten noch ganz andere Umstände hier eingegriffen, die überhaupt erst die soziale Unzufriedenheit, Neid und Haß gegen die besser gestellten Mitmenschen wachgerufen haben: seit mehreren Menschenaltern war unter einem großen Teile der Gebildeten ein fremder Geist eingezogen, der in vielen Stücken dem deutschen Volksgeiste geradezu widersprach, sich lustig machte über das, was der schlichte Mann aus dem Volke liebt und treibt, auf volkstümliche Sitte und volkstümlichen Brauch von oben herabschaute und sogar durch Gesetze und Polizeivorschriften die unschuldige Freude zerstörte, die sich jahrhundertelang wie ein roter Faden durch die mühselige Alltagsarbeit des gemeinen Mannes gezogen hat.

Man hatte hiermit unserem gesamten Volke ein Stück seines eigenen Wesens geraubt, und diese Tatsache hatte in hohem Grade mit dazu beigetragen, die Erbitterung gegen die gebildeten Stände zu wecken und zu schüren. Selten hängt wohl ein Volk mit allen Fasern seines Lebens so fest und pietätvoll an althergebrachter Sitte und altem Brauch wie gerade das deutsche. Man hat dem deutschen Bauer sein Eigentum, man hat ihm seine rechtliche, ja sogar seine persönliche Freiheit genommen, Kriegsjahre und Krankheiten sind über ihn hereingebrochen, aber immer ist er wieder zu sich selbst zurückgekehrt, und aus dem Strudel des Unglücks hat er sein Wesen zu retten vermocht. Das ist das unsterbliche Volk, das in Immermanns „Münchhausen“ der Diakonus so trefflich charakterisiert, das Volk, in dem sich der wahre Ruhm, die

Macht und die Herrlichkeit der Nation immer neu gebiert, dieses Volk, das wie ein Wunderkind beständig Perlen und Edelsteine findet, aber ihrer nicht achtet, das tiefsinnig, treu, unschuldig, tapfer ist, und das sich diese Tugenden unter Umständen bewahrt hat, welche andere Völker oberflächlich, frech, treulos, feige gemacht haben. Dieser echt deutsche Kern, der durch die Jahrhunderte sich gleichgeblieben ist, darf auch heute noch nicht als vernichtet angesehen werden. Immer mehr und mehr ist man auch in den weitesten Kreisen auf ihn aufmerksam geworden, Vereinigungen zur Erhaltung und Neubelebung volkstümlicher Sitten sind fast in allen Gegenden Deutschlands entstanden, und so ist zu hoffen, daß sich einst in ihm das Volk wieder eint, nachdem das in die oberen Schichten unserer Gesellschaft eingedrungene ungesunde Fremde abgestoßen sein wird. Und daß diese Hoffnung nicht eitel ist, zeigten die Einigkeit und das gegenseitige Verständnis der verschiedenen Volksschichten in den Tagen, da der Bestand unseres Volkes und Vaterlandes auf dem Spiele stand.

Es sind reichlich zwei Jahrtausende vergangen, seit die germanische Rasse das erstemal in die Weltgeschichte eingegriffen hat. Seit dieser Zeit kennen wir auch unser Volk in all seinem Tun und Treiben. Die Römer, denen wir die ältesten Nachrichten über altgermanische Sitte verdanken, sind voll des Ruhmes von der gesunden Natur, der Jugendfrische und der großen Innerlichkeit unserer Vorfahren. Sie stellen den Charakter dieses Volkes und seine Sitten in schroffen Gegensatz zu sich selbst und zu den westlichen Nachbarn der Germanen, den Galliern. Ganz besonders rühmen sie die Sittenreinheit unserer Vorfahren, aus der sich die Heiligkeit der Ehe und die hohe Schätzung, welche die Frau bei ihnen genoß, erklären. „Sie sind fast die einzigen Barbaren", sagt Tacitus, „die sich mit je einer Frau begnügen, ganz wenige ausgenommen, die aber nicht der Sinnlichkeit zuliebe, sondern nur aus Standesrücksichten mehrere Frauen haben." Der Ehebruch, der ungemein selten vorkam, wurde aufs härteste bestraft: mit abgeschnittenen Haaren und entkleidet wurde die Verbrecherin in Gegenwart der Anverwandten von dem Gatten aus dem Hause gestoßen und durchs Dorf gepeitscht. Die Tugend preiszugeben, fand keine Entschuldigung. Aus dieser Achtung vor dem Weibe, in dem man etwas Heiliges, ein mit besonderen inneren Kräften begabtes Wesen erblickte, erklärt es sich, daß der Mann die Gattin nicht als seine Dienerin, sondern als Genossin in ihr neues Heim führt: ein gezäumtes Roß, Schild, Schwert

und Lanze hat er ihr geboten, als er in Gegenwart ihrer Verwandten das mundium über sie angetreten hat; sie soll die ebenbürtige Genossin seiner Mühsale und Gefahren werden. Und in der Tat bezeugen die alten Geschichtschreiber zur Genüge, welchen lebhaften Anteil die Frauen an den Gefahren der Männer nahmen. Ihre Frauen trieben die Cimbern und Teutonen an, wenn die Kämpfenden wankten: in ihrer Nähe befand sich das Teuerste, Weib und Kind, und das war den Kriegern der größte Sporn zur Tapferkeit. Ja, nicht selten war auch der Fall, daß Frauen oder Jungfrauen sich selbst am Kampfe beteiligten und mit Schild und Lanze neben den Männern herritten. Jahrhunderte hindurch hat sich dieser altgermanische Zug der Kampfeslust und Willensstärke bei der deutschen Frau erhalten: wie die nordischen Kampfjungfrauen in der Bravallaschlacht, so führte Telse Wollersien die Dithmarscher Bauern gegen die Dänen, und mehr als eine Frau hat in Männerkleidung an den Befreiungskämpfen im Anfange des 19. Jahrhunderts heldenmütig teilgenommen. Welch schroffer Gegensatz zwischen den Frauen romanischer und germanischer Völker: zur Befriedigung eitler Sinneslust und Weltfreude begleiteten Scharen von Frauen und Mädchen die französische Armee im Kriege gegen Friedrich den Großen; um ihren Männern Ansporn und Beistand zu sein, zogen im letzten Freiheitskampfe die Burenfrauen mit ihren Männern in das Feld.

In der Familie gehört der Frau in erster Linie die Leitung der Wirtschaft und die Erziehung der Kinder. Die Jugend wächst neben und unter den Haustieren auf, an denen der Deutsche schon in ältester Zeit fast mit Zärtlichkeit hing. Durch den Umgang mit den Haustieren sollte das Kind den Ausdruck seines Gemütes, seine Menschlichkeit üben. War der Knabe älter geworden, so kam er in der Regel zum Mutterbruder, der ihm nach dem Vater am nächsten stand und der in jeder Weise für das Wohl seines Neffen sorgte. Im Mittelalter nahm dieselbe Stellung, die in altgermanischer Zeit der mütterliche Oheim hatte, der Pate ein, der ja in vielen Gegenden Deutschlands noch heute für Leib und Seele seines Taufkindes zu sorgen hat.

Nur wenige Völker besitzen von Haus aus ein so ausgeprägtes Rechtsgefühl und so feines Unterscheidungsvermögen für Recht und Unrecht wie die germanischen. Bezeichnend hierfür ist Tacitus' Schilderung der Chauken. „Sie sind ein hochangesehenes Volk unter den Germanen, und zwar ausschließlich wegen ihres Sinnes für Gerechtigkeit. Ohne Gier, ohne Leidenschaft, ruhig und auf sich beschränkt, erregen

sie keinen Krieg, schaden nicht durch Raub- und Plünderungszüge. Doch sind sie jederzeit schlagfertig, und wo es not tut, steht ein Heer da, Männer und Rosse in Menge; und ohne daß sie sich rühren, erhält sich ihr Ruf." Dieser ausgeprägte Rechtssinn, den sich unser Volk bis heute bewahrt hat, läßt den Germanen auch seit grauer Vorzeit für die Menschenrechte eintreten. Aus jüngster Zeit sind die Teilnahme der Deutschen an dem Schicksale der Buren, der Zorn über die Treulosigkeit der Italiener und ihr Eintreten für die Rechte neutraler Völker schlagende Beispiele dafür. Hieraus erklärt sich auch die Stellung, die jederzeit die Leibeigenen, später das Gesinde bei den germanischen Völkern eingenommen haben. Sie galten als ein Teil der Familie und sind auch dementsprechend behandelt worden. Welch ein Unterschied zeigt sich in diesem Punkte zwischen den hochentwickelten Römern und den Germanen! Dort wurde der Knecht bei dem geringsten Versehen gepeitscht, mit Fesseln und Zwangsarbeit belegt, sogar Husten, Niesen, Schluchzen wurde mit Schlägen geahndet; hier dagegen besaß der Knecht fast seine volle persönliche Freiheit. Er hatte nur gewisse Abgaben an den Herrn zu zahlen; kam er diesen Pflichten nach, so ließ ihn der Herr schalten und walten. Daher lesen wir nirgends etwas von Sklavenunruhen, wie sie die Staaten griechisch-romanischer Völker wiederholt in Aufregung versetzt haben.

Mann, Weib, Kind und Gesinde bildeten bei den Germanen die Hausgenossenschaft. Wie noch heute die Familie das ganze Sinnen und Trachten des Deutschen umspannt, wie er sich am wohlsten am häuslichen Herde fühlt, wie er hier Erholung von den Mühsalen des Lebens sucht und findet, so ist es seit uralter Zeit gewesen. Der Deutsche ist meist verschlossen nach außen hin, aber im Kreise seiner Angehörigen und unter seinen Verwandten schließt er sein Herz auf, da kommt der Reichtum seines Gemütes recht zur Geltung. Schon bei der Anlage seines Hauses sucht der Germane nicht Orte auf, wo bereits Menschen sitzen, sondern einsam und abgesondert, wo eine Quelle, eine Aue, ein Gehölz einladet, baut er sich an. Nur die Sippschaft hält zusammen. Sie feiert alle Feste gemeinsam, sie nimmt in ihrer Gesamtheit Anteil an dem Wergeld, wenn eines ihrer Glieder erschlagen worden ist, sie rächt alle Unbilden, die einem der Ihrigen widerfahren, sie zieht selbander in den Kampf, wenn auswärtige Feinde das Land verheeren. Die Sippschaft wacht aber auch streng über die Tugenden ihrer Angehörigen. Persönlichen Mut, Tapferkeit rechnet man zu den höchsten dieser Tugenden.

Im Kampfe gilt es als Schande, von anderen sich an Tapferkeit überbieten zu lassen. Feiglinge und Verräter trifft die schmählichste Strafe: niemand schenkt ihnen Glauben, in einem Morast oder Sumpf werden sie ersäuft oder an Bäumen aufgeknüpft. Freiwillig begeben sich die Jünglinge ihrer persönlichen Freiheit, stellen sich und bilden das Gefolge der Fürsten, um unter ihnen Heldentaten zu verbringen.

Aus diesem den Germanen angeborenen Sinn für persönliche Tapferkeit erklären sich auch die Hauptbeschäftigungen unserer Vorfahren: der Krieg und die Jagd, wenn auch bei letzterer wirtschaftliche Bedingungen mitsprechen. Selbst beim Spiele tritt dieser Sinn zutage. Schauspiele und Vergnügungen, wie sie die Römer zu ihrem Zeitvertreib hatten, kannte man nicht, die einzige Lustbarkeit, an der die Germanen ihre Freude fanden, war der Schwerttanz. Bei ihm tummelten sich nackte Jünglinge zwischen Schwertern und Lanzen und ergötzten durch ihren Mut und ihre Behendigkeit die Zuschauer. Das ist dasselbe Waffenspiel, das in verjüngter Form nach Auffindung der Taciteischen „Germania" in verschiedenen Gegenden Deutschlands noch heute den Zeitvertreib der Jugend bildet.

Neben dieser persönlichen Tapferkeit leuchtet die germanische Treue. Dem Führer im Kriege und Leiter im Frieden, den sie selbst gewählt hatten, blieben die Germanen treu bis in den Tod. Das einmal gegebene Wort wird gehalten, auch wenn die persönliche Freiheit verspielt ist (vgl. unten, S. 6 und 7). Wo Tacitus von diesem höchsten Grad der Treue im Gefolge der Spielwut berichtet, bricht er in die Worte aus: „So starrköpfig sind sie in dieser verwerflichen Sache; sie selbst nennen's Treue." Und diese Treue begegnet uns in allen sozialen Verhältnissen, zu allen Zeiten wieder: als Treue zum Herrn in einem Hagen, einem Bismarck, als Treue zur Verlobten in der Gudrun, als Treue im Worthalten in Kaiser Friedrich dem Schönen und unzähligen anderen historischen und poetischen Beispielen. Besonders schön ist diese Treue Deutschlands zu seinem Bundesgenossen in dem letzten großen Völkerringen zutage getreten.

In dem Tun und Treiben der Germanen zeigt sich ferner schon in den ältesten Quellen jene Freigebigkeit, der Wunsch, andere an den Freuden des Lebens teilnehmen zu lassen, die wir durch die Jahrhunderte verfolgen können, die die mittelhochdeutschen Dichter als milde preisen, die noch heute unsere skandinavischen Stammesbrüder oft zu einer Gastfreundschaft verleitet, die keine Grenzen kennt und sie nicht

selten zugrunde richtet. Jeder Fremde, woher und in welcher Absicht er auch immer kommen mag, ist in der germanischen Hütte herzlich willkommen. Er gilt als heilig und unverletzlich. Das Haus steht ihm offen, und freie Tafel wartet seiner. Bittet er sich beim Abschiede etwas aus, so verlangt's die Sitte, daß man es ihm gewähre. Jemand die Tür zu verschließen, gilt geradezu für ein Verbrechen. Und ist der Vorrat aufgezehrt, dann geht man mit dem Gastfreunde in die nächste Hütte, wo ihm gleiche Aufnahme zuteil wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese unbegrenzte Gastfreundschaft in Verschwendung ausarten konnte und noch kann. Denn war ein Gastfreund im Hause, so wurde der Speise und dem Trank mehr zugesprochen als gewöhnlich. Zumal beim Trunk wird ja die Brust offener und freier, und manches Wort, das sonst verschwiegen bleibt, kommt bei dieser Gelegenheit hervor. Und den Trieb nach freier, rückhaltloser Aussprache im Freundeskreise hat der Germane stets gehabt, so verschlossen er auch sonst von Natur ist. Daraus erklärt sich seine Freude an Schmaus und Gelage und die große Trinklust, die nun einmal ein Erbfehler der germanischen Rasse ist und bleiben wird. Bei jeder Gelegenheit suchte man durch frohes Gelage die Stunden zu kürzen. So war Trunkenheit nicht selten. Und doch wußte der Germane auch in diesem Zustande die Mannesehre hochzuhalten, und selbst wenn er gereizt wurde, verletzte er nur selten durch kränkende Worte. Eher kam es zu Wunden und Totschlag. Anderseits war bei solchen Zusammenkünften Wiederaussöhnung mit alten Feinden nichts Seltenes, Verwandtschaften wurden geschlossen, über die Wahl der Häuptlinge, über alles, was die Gesamtheit der Sippe oder den Gau betraf, wurde beraten. Jeder sprach seine Meinung unumwunden aus. Und doch wußte man, daß beim Becher manches über die Lippen kommt, das im Grunde des Herzens nicht Wurzel geschlagen hat. Deshalb wurde am folgenden Morgen, wenn man nüchtern war, nochmals alles geprüft und so der deutschen Bedächtigkeit und Gründlichkeit ihr Recht gegeben.

Ist das eine Laster der Germanen erwähnt, so darf auch ein zweites nicht vergessen werden, das wie die Trinklust ebenfalls bis heute tief in unserem Volke wurzelt: die Spielsucht. Es liegt etwas Geheimnisvolles in dem Zufall des Spieles. Und dies Geheimnisvolle zog den Germanen wie in der Natur und im Wirken göttlicher Gewalt auch hier an, und mit Leidenschaft suchte er das Glück der Würfel an sich zu reißen. „Das Würfelspiel treiben sie im nüchternen Zustande als etwas Ernsthaftes, mit solchem Leichtsinn bei Gewinn und Verlust, daß sie ihre Freiheit und ihre Person an den letzten Wurf wagen, wenn ihnen nichts mehr übriggeblieben ist“ (Tacitus). Der Römer wundert sich über den deutschen Ernst auch beim Verwerflichen. Er konnte von seinem Volkscharakter aus nicht begreifen, daß der Germane nichts für gehaltlose Tändelei hält. Was er anfaßt, mag es gut oder tadelnswert sein, erfüllt seine ganze Seele; Halbheit und Oberflächlichkeit sind dem Germanen fremd.

In seinem Alltagsleben, seiner Nahrung, seiner Kleidung, seiner Wohnung zeigt der Germane die größte Einfachheit. Aus rohem Gebälk ist sein Wohnhaus hergestellt, ohne Bedacht auf Verschönerung. Nur hier und da sind Stellen mit rötlicher Erde bestrichen, die dann wie gemalt aussehen. Auch das eng anliegende Gewand, das bei der Frau ähnlich wie beim Manne ist, entbehrt alles Putzes. Selbst die Waffen, die aus der Keule, der kurzen Lanze (der Framea), dem Schilde und dem Schwerte bestehen, sind ohne Prunk. Der Schild allein wird meist mit bunter Farbe bemalt. Wir finden hierin, wie schon beim Anstrich der Wohnung und bei dem Purpurstreifen, der häufig in das Linnengewand der Frauen eingewebt war, die Freude an grellen Farben, die wir bis auf den heutigen Tag bei der ländlichen Bevölkerung, namentlich in Süddeutschland, wahrnehmen können. Nur auf ihre Haartracht legten einige Stämme besonderes Gewicht, denn das lange Haar ist das Zeichen des freien Mannes. So wird von den Sueben hervorgehoben, daß sie das Haar in einen Zopf zusammenbanden. Eine Hauptrolle spielte im Alltagsleben das Baden. Hierin zeigt sich der Zug der Germanen nach Reinlichkeit, durch die sie sich namentlich vor ihren östlichen Nachbarvölkern, den Slawen, auszeichneten. Cäsar erzählt, daß beide Geschlechter sich in den Flüssen gebadet hätten, und nach Tacitus war es die erste Beschäftigung am Morgen, ein warmes Bad zu nehmen. Die Reinigung des Körpers in Flüssen und Badestuben ist dann im ganzen Mittelalter eine Forderung der Sitte gewesen, und noch heute wurzelt die Freude am Bade und am Schwimmen, besonders am Kraft und Gewandtheit messenden Wettschwimmen, bei wenigen Völkern so fest wie bei den germanischen. Einfach wie die Kleidung ist auch die Kost: wilde Baumfrüchte, frisches Wildbret oder saure Milch vertreiben den Hunger. Das Getränk ist hauptsächlich ein Gebräu aus Gerste. In dieser Einfachheit lebten die Germanen auch fort, als römische Kaufleute ihr Land durchzogen und ihnen die Erzeugnisse wärmerer Länder zuzuführen bemüht waren. Die Gallier sind

infolge des Verkehres mit den Römern verweichlicht, die Germanen dagegen beharrten, zäh und konservativ, wie ihr Volkscharakter es bedingte, in ihrer einfacheren, altertümlichen Weise: sie nahmen nur an, was ihrem nüchternen, unverdorbenen Sinne zusagte, und das vereinten sie in echt germanischer Anpassungskraft mit ihrem eigenen Wesen.

Das ist ungefähr das Bild von den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren, das wir von den Römern erhalten. Als Cäsar schrieb, war unser Volk erst in der Geschichte aufgetaucht. Gewiß muß im Auge behalten werden, daß es damals noch ein Naturvolk war, das schon als solches zu den hochentwickelten Römern im Gegensatz stehen mußte. Seitdem ist es in stetem Wechselverkehr mit anderen Völkern geblieben, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Verkehr auch auf die Sitten und Gebräuche unseres Volkes eingewirkt hat. Aber wann und woher das Fremde auch gekommen ist, immer hat es sich der Volksseele anpassen müssen, und so viele Verirrungen eine höhere Kultur und der Verkehr mit fremden Völkern auch gebracht haben, immer ist der Deutsche wieder zu sich selbst zurückgekehrt, und auch in den Zeiten des Rückganges und der Sittenverderbnis hat er die Grundzüge seines Wesens zu erhalten gewußt.

Leider ist es schwer, in den meisten Fällen geradezu unmöglich, festzustellen, was unser Volk an Sitte und Brauch aus der Urzeit mitgebracht, und was es durch den Verkehr mit anderen Völkern von diesen angenommen hat. Hier lassen uns die Quellen im Stich, und wir können nur auf Umwegen zu Schlüssen gelangen, die eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich haben. Der Deutsche hat von jeher eine besondere Neigung gehabt, sich Fremdes anzueignen. Die Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bezeugen wiederholt, wie die Germanen von den Römern mancherlei auf friedlichem Wege angenommen haben. „Wenn man ihnen zuredet, so fügen sie sich leicht in das, was ihnen nützt“, sagt Strabo, „weshalb ihnen auch Bildung und Redekunst nicht fern geblieben sind.“ Dasselbe bezeugt Dio Cassius. „Die Barbaren“, sagt er, „wurden durch römische Sitte wie umgewandelt.“ Und Ammianus Marcellinus hebt ausdrücklich von den rechtsrheinischen Germanen hervor, daß die Römer durch steten Verkehr, durch Einführung ihrer Sitten und Gebräuche viel mehr Herren jener Stämme geworden seien als durch die Waffen. Dieser gewaltige Einfluß der Römer zeigte sich ganz besonders in der Zeit zwischen dem Auftreten des Drusus und dem des Varus. Drusus hatte Germanien bis

zur Elbe unterworfen, Tiberius war seinem Beispiel gefolgt, und beide Feldherren hatten es verstanden, durch kluge Politik die Germanen nicht zu reizen. Daher fingen diese in den Friedensjahren, die den Zügen des Tiberius folgten, an, sich mit römischen Sitten zu befreunden und sich diese anzueignen. Erst das kurzsichtige Gebaren des Varus, der mit unbedachter Rücksichtslosigkeit die Einführung römischer Sitte und Sprache in Deutschland erzwingen wollte, ließ den größeren Teil der Bewohner Mitteldeutschlands sich zusammenscharen und mit der Fremdherrschaft auch einen Teil römischer Sitte wieder abwerfen. Im Guten hat sich von jeher unser Volk leiten lassen, Gewalt und Anmaßung verträgt es nicht. Das weiße Sachsenroß der Sage und Dichtung ist in dieser Beziehung das echte Ebenbild des germanischen Volkes.

Mannigfach waren die Gründe, die einen römischen Einfluß auf Sitte und Brauch bedingten. Römische Kaufleute durchzogen vom Rhein und von der Donau aus die Lande und brachten neue Lebensmittel, andere Kleidung, Waffen, Schmucksachen und mit allen diesen Dingen andere Auffassungen zu dem unverdorbenen Volke. Friedlicher Verkehr wurde mit ihm auf Märkten und bei anderen Gelegenheiten unterhalten. Römische Soldaten lagen in germanischen Ländern und durchzogen sie. Germanen standen in römischem Solde und waren nicht selten Kampfgenossen der Römer in fernen Ländern: im Kampfe gegen die thrakischen Bergvölker finden wir Sugamber neben den Römern; nach römischer Weise und mit Inschriften in römischen Buchstaben erbauen Friesen am Hadrianswalle ihren heimischen Göttern Altäre, und die batavischen Reiterkohorten gewöhnen sich in ihren Kasernen zu Rom an die Votivsteine, wie die Landsleute zu beiden Ufern des Rheines und an der Donau es verstehen, diese zu errichten und den heimischen Göttern römische Namen zu geben. Vornehme Germanen werden in Rom erzogen: Arminius, Marobodus, der Markomannenhäuptling, und andere haben sich ihre Kenntnisse und neue Anschauungen in Rom angeeignet. Germanenkinder werden von römischen Sklaven unterrichtet, Fürstenkinder kommen als Geiseln nach Italien und schauen hier neue Sitten, neue Bräuche. So strömt aus unzähligen Quellen das Blut der antiken Kultur in den jugendfrischen Körper, der es läutert und so der Nachwelt erhält. Und wohin wir auch blicken, fast auf allen Gebieten des Handelns und Schaffens zeigt sich das Ergebnis dieses engen und unausgesetzten Verkehres zwischen Römern und Germanen.

Wo andere Hilfsmittel versagen, ist uns nicht selten die Sprache des

Volkes ein wichtiger Wegweiser. So ist es auch hier. Die Volkssprache lehrt uns am besten, wie gewaltig der römische Geist auf das Germanentum eingewirkt, wie aber auf der anderen Seite der germanische Geist auch dem römischen Einflusse Grenzen gesetzt hat. Die alte Weidewirtschaft, die in vorrömischer Zeit neben einer oberflächlichen Bestellung des Feldes im Mittelpunkte germanischer Lebensinteressen stand, wird allmählich durch eine zweckmäßigere Bearbeitung von Grund und Boden verdrängt. Mancher Brauch, an dem noch heute der Bauer bei Aussaat oder Ernte treulich festhält, mag damals mit bei unseren Vorfahren eingewandert sein. Die alte Handmühle, mit der man sonst das Getreide zu zerreiben pflegte, verschwand immer mehr und räumte der Wassermühle der Römer ihren Platz ein. Die Nahrungsmittel wurden anders. Selbst die Bereitung von Butter und Käse blieb nicht die alte, wie die Wörter lehren, ohne daß wir sagen können, worin die Veränderung in der Zubereitung bestanden habe. Bisher unbekannte Speisen werden eingeführt: man lernt den Kohl, den Rettich, den Kürbis kennen. Von Früchten genießt man bald die Birne, die Pflaume, die Kirsche, kennt die Pfirsiche, die Mandel. Schon kommen Reizmittel des Geschmackes vor, wie Pfeffer und Essig. Die Zubereitung der Speisen geschieht nicht selten nach römischer Weise, und man beginnt, wie in Rom, in der Küche in Pfannen, Kesseln und Tiegeln zu kochen. Zu den altgermanischen Getränken, die aus heimischem Getreide bereitet waren, gesellt sich frühzeitig der römische Wein und der Most. Man findet an dem neuen Getränk in Deutschland bald solchen Geschmack, daß man auch hier die Anpflanzung der Rebe versucht, und so entsteht der neue Stand der Winzer, der die Frucht in Bottichen keltert. Mit dem fremden Getränk sind zugleich neue Trinkgefäße gekommen: neben dem Horn und der Schale, woraus man früher zu trinken pflegte, wird jetzt der Wein aus Bechern und Humpen geleert, und zeitig schon füllte man ihn in die ebenfalls den Römern entlehnte Flasche.

Auch die Wohnung wird unter römischem Einflusse kunstvoller und fester. Neben den alten Holz- und Erdbauten tauchen Häuser mit Steinmauern auf, die mit Kalk übertüncht und mit Ziegeln oder Schindeln gedeckt sind. Der innere Raum zerfällt nun in Stube und Kammer, an die sich der Speicher als Aufbewahrungsort des Getreides anschließt. Über dem Wohnraume befindet sich der Söller, unter ihm der Keller, der unterirdische Vorratsraum. In das Innere des Hauses zieht größere Bequemlichkeit ein: man lernt den Schemel zum Sitzen, den Pfühl zum

Ruhen kennen, und schon fängt man an, aus besonderen Schüsseln zu speisen. Mit manchem anderen Geräte antiker Kultur findet jetzt auch der Spiegel in dem germanischen Hause Aufnahme, und wo einst nur das Herdfeuer und der Kienspan geflackert hat, brennen Kerzen und Fackeln. Selbst die Haustiere, die Genossen der Kinder, bleiben nicht mehr ausschließlich die alten; zum Hunde gesellt sich die Katze und zum Rosse der Esel.

Solcher Wandel der Kultur mußte natürlich auch auf die Beschäftigung der Germanen einwirken. Ganz neue Erwerbszweige tauchen auf. Es waren nicht nur Römer, die den Handel in Händen hatten, sondern auch Germanen haben ihn getrieben. Die germanische Rasse hat von Natur eine große Neigung für den Handel, und allerorten, wo zu ihr die Anregung dazu gekommen ist, oder wo die Lage des Landes darauf hingewiesen hat, finden wir bei einem großen Teile der Bevölkerung den Handel als Mittelpunkt der Lebensinteressen. Aber überall zeigt auch hierbei der Germane einen ausgeprägten Sinn für Rechtlichkeit; er verabscheut Hintergehung und Betrug bei Feinden wie bei Freunden und wird deshalb nicht selten das Opfer seiner Ehrlichkeit. Wie die Hallstatt- und La Tène-Funde und die Ausgrabungen in Norddeutschland und Skandinavien zeigen, ist der Handel bei den Germanen uralt. Von der Römerzeit an nimmt er jedoch einen besonderen Aufschwung. Am Rhein und an der Donau wie im Inneren des Landes entstehen bereits eine Art Märkte; dort verkehren die Deutschen mit Römern, hier mit ihren Stammesgenossen. Im Norden weisen die Verkehrswege zu den skandinavischen Stammesbrüdern. Die römischen Heerstraßen mit ihren Meilensteinen werden bald Handelsstraßen, an deren Gräben sich Bäume hinziehen. Münzen und Gewichte finden Aufnahme und verdrängen mit der Zeit den alten Tauschhandel.

Mit den Waren kamen aus dem Süden die Buchstaben. Nördlich vom Schwarzen Meere bei den Goten sind sie als „Runen" den griechischen und römischen Zeichen nachgebildet und haben sich von dort aus über das ganze germanische Gebiet verbreitet. Gebrauchte man sie zunächst hauptsächlich nur zum Zauber, so begann man doch bald, mit ihnen einzelne Worte, vor allem Namen, zu schreiben. An Stelle des Bautasteines, der dem Vater oder Freunde zum Gedächtnis gesetzt ist, tritt bei den Nordgermanen der Runenstein, der den Namen des teueren Verstorbenen der Nachwelt überliefert. Erst später kam mit dem Christentum die lateinische Schrift. Daneben hält die römische Zeitrechnung

ihren Einzug: die Nacht, die in altgermanischer Auffassung als Gefährtin des Mondes die Zeiten gelenkt hatte, wird jetzt vom Tage verdrängt, das Mondjahr vom römischen Sonnenjahre mit seinen zwölf Monaten und seinen zweiundfünfzig Wochen von je sieben Tagen.

II. Deutscher Inhalt in heutigen Sitten und Bräuchen.

1. Allgemeines.

Unter römischem Einfluß haben die germanischen Völker, wie wir sahen, gleich nach ihrem ersten Auftreten in der Geschichte einen Gärungsprozeß durchgemacht, dessen Folgen sich auch heute noch auf Schritt und Tritt erkennen lassen. Seitdem hat die Arbeit unseres Volkes nicht aufgehört: es hat ununterbrochen von außen her neue Ströme frischen Lebens aufgenommen, es hat Altes, Unzeitgemäßes abgestoßen, es hat wiederholt Strömungen der Zeit, die im Auslande getrübt waren, geläutert und in reinerer Gestalt der Welt wiedergeschenkt. Alle diese geschichtlichen Wandlungen haben natürlich auch auf die Sitten des Volkes eingewirkt. Allein dieser Vorgang kann hier nicht im einzelnen verfolgt, vielmehr soll nur gezeigt werden, wie Sitten und Bräuche der Gegenwart diesen Wandel zum Teil noch widerspiegeln, wie sie aber doch im Kerne echt deutsch, echt germanisch geblieben sind. Wohl hat es Zeiten gegeben, wo auch unser Volk am Rande des Verderbens stand. Zustände, wie sie während der „kaiserlosen Zeit“ herrschten, oder Ereignisse, wie der Dreißigjährige Krieg, mußten die Sitten verderben und das Volk verrohen lassen, aber den Kern seines Wesens haben weder diese harten Schläge noch verheerende Krankheiten, wie der Schwarze Tod, zu treffen vermocht.

Außerdem sind von den Kulturwellen, die der Verkehr mit dem Ausland brachte, nicht alle Gegenden auf gleiche Weise berührt worden. Im deutschen Süden und Westen hat sich der fremde Einfluß viel nachhaltiger gezeigt als im Norden, wo das Land an das Meer oder die stamm- und sinnesverwandten Skandinavier grenzt. Hier ist man jederzeit viel konservativer gewesen, und so läßt sich vom frühen Mittelalter an bis zur Neuzeit ein nicht unbedeutender Gegensatz zwischen dem deutschen Süden und Norden beobachten, der ganz besonders durch die Reformation vergrößert worden ist. Einen beträchtlichen Teil alter Sitte, die sich an die Verehrung der Heiligen und an den

römischen Kirchenbrauch knüpfte, hat man im Norden abgelegt, wo der Heiligenkult überhaupt nie so herrschend gewesen ist wie im Süden.

Schon im frühen Mittelalter zeigt der norddeutsche, besonders der sächsische Bauer seinen festen, am alten hängenden Sinn. Während fast im ganzen alten fränkischen Reich unter Karl dem Großen die altgermanische Freiheit und somit der alte Bauernstand immer mehr schwand, während das fränkische Volk die große Rolle der Verschmelzung deutschen und romanischen Wesens übernommen hatte, hat sich der freie Bauer, haben sich die alten Sitten bei dem sächsischen Stamme durch das ganze Mittelalter hindurch gehalten. So finden hier auch das Rittertum und ritterliche Beschäftigung und Sitte, wie sie doch in ganz Süd- und Mitteldeutschland blühen, keine offenen Tore. Ob seiner bäuerlichen alten Sitte gilt der Sachse den höfischen Sängern als roh und ungebildet, und nirgends lesen wir, daß aus seinem Stamme ein höfischer Dichter hervorgegangen ist. Mit eiserner Zähigkeit haben die Norddeutschen an dem alten festgehalten und sich gegen Neuerungen verschlossen. Das Heim ist noch heute in vielen Gegenden Westfalens der Mittelpunkt alles Lebens. Fern von den Verkehrswegen ist das niedersächsische Haus gebaut, das in seiner ganzen Einrichtung den Bewohner von der Außenwelt abschließt und ihn um so mehr auf das engste Zusammenleben mit den Seinen hinweist. Wie in altgermanischer Zeit, hat noch bis in unsere Tage hinein der Herd den Mittelpunkt aller feierlichen Handlungen gebildet: an ihm wurde die junge Hausfrau von den Eltern ihres Mannes empfangen und gesegnet, um ihn wurde die neue Magd nach dem Antritt ihres Dienstes geführt, von ihm aus schaltete die Hausfrau über Gesinde und Vieh. Nichts von allen diesen echt- und altdeutschen Zügen des Hanges nach Einsamkeit und der Einkehr in sich selbst finden wir in Süd- und Mitteldeutschland mehr. Hier liegt das Haus an der Straße, nach der hinaus seine Fenster gehen; es ist in verschiedene Räume geteilt und zeichnet sich auch äußerlich durch Zierate aus, von denen das sächsische nur die Pferdeköpfe am Giebel kennt, ein Schutzmittel aus heidnischer Zeit zur Abwehr dämonischer Gewalten. Ist bei dem Süddeutschen schon frühzeitig das Interesse zwischen Heim und Außenwelt geteilt, so hat sich bei ihm auch schnell ein Wirtshausleben eingebürgert, das in Norddeutschland erst in jüngster Zeit allgemein geworden ist. Hier feierte man die Feste in der Familie, in der Sippschaft, die sich ungleich länger als Ganzes gefühlt hat als in Süddeutschland, wo meist das Wirtshaus der Mittelpunkt alles gesellschaftlichen Lebens ist.

Das Gemüt des Norddeutschen ist viel ernster, sein Sinn viel verschlossener, und diese Tatsachen bestimmen all sein Tun und Handeln. Den Süddeutschen macht schon die ihn umgebende Natur heiterer. In seinem Gehöft mag der norddeutsche Bauer keine fremden Leute um sich haben; er ist sein eigener Zimmermann, Schmied, Wagenbauer oder läßt diese Arbeiten von seinen Knechten besorgen. Um so mehr hält er auf seine Leute; sie sind ihm ein Teil der Familie, und er kümmert sich nicht nur um ihr leibliches, sondern auch um ihr seelisches Wohl. In der Kleidung bewahrt der Norddeutsche die alte Einfachheit. Der bunte Flitter, den wir so oft bei süd- und mitteldeutschen Stämmen finden, ist nicht nach seinem Sinn. Schon Berthold von Regensburg hebt in seinen Predigten ausdrücklich hervor, daß sich die Sachsen von den Oberländern wie durch Sprache und Sitten so auch durch die Kleidung wesentlich unterscheiden. Derselbe Zug nach Einfachheit zeigt sich in Norddeutschland auch bei den Festen. Jenen äußerlichen Prunk, den der Süddeutsche von den romanischen Völkern, namentlich bei kirchlichen Festen, angenommen hat, kennt der Norddeutsche nicht. Ihm kommt es auf die Sache an, die Veranlassung zum Feste gegeben hat, und diese erfaßt er mit der vollen Tiefe seines Gemütes; die äußere Form ist ihm bloßes Beiwerk. Rein äußerliche, seinem realen Sinne widerstrebende Handlungen, wie die Einsegnung des Hauses durch den Geistlichen, hat er nie angenommen, und hieraus erklärt es sich, daß die Prediger des Mittelalters immer und immer wieder die „Niederländer" als sündige Höllenkinder bezeichnen. Dieselbe Tiefe des norddeutschen Gemütes gerade in religiösen Dingen lehrt auch die Tatsache, daß von dem Norddeutschen der Karfreitag als heiligster aller Tage in stiller Zurückgezogenheit und in der Kirche gefeiert wird, während er in dem katholischen Süden ein Werkeltag ist wie die anderen Tage der Karwoche. Alle diese Züge, die sich der Norddeutsche erhalten hat, gehören zum altgermanischen Charakter, der sich demnach in Nordwestdeutschland am unverdorbensten findet, wie ja diese Gegend auch am wenigsten von fremden Einflüssen berührt worden ist und ihre Bewohner sich nicht mit fremden Völkern gemischt haben. Nur in ihren bäuerlichen Trachten, die sich seit dem 17. Jahrhundert entwickelt haben, zeigen alle deutschen Stämme die gleiche Farbenfreudigkeit (Taf. 1, Abb. 1, 2).

Wenn im vorhergehenden der Unterschied deutscher Sitte zwischen Nord und Süd angedeutet worden ist, so betrifft dieser fast ausschließlich die ländliche, bäurische Bevölkerung. Etwas anders sieht es in den



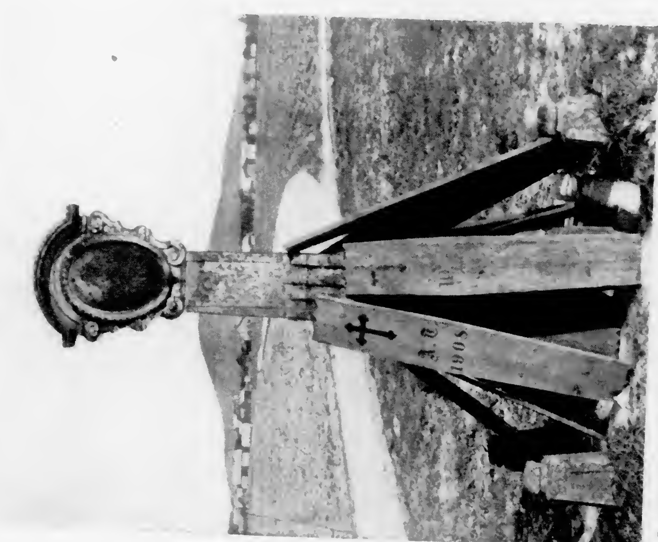
1. Bauerinnen in der Wetterau, zum Kirchgang gerüstet.
Nach Photographie des Techno-photogr. Archivs, Berlin-Friedenau. (Vgl. Text, S. 14.)



2. Pinzgauer Bauern in Nationaltracht.
Nach Photographie von Betty Roithner, München. (Vgl. Text, S. 14.)



4. Kirchhofsleuchte auf dem Friedhof zu Wals bei Salzburg.
Nach Photographie von Betty Reithner, Freilassing. (Vgl. Text, S. 33.)



3. Bildstöckl, von Totenbrettern umgeben, bei Freilassing, Oberbayern.
Nach Photographie von Betty Reithner, Freilassing. (Vgl. Text, S. 33.)

Städten aus. Das enge Zusammenleben auf begrenztem Raume ist an und für sich dem Germanen fremd, ja er haßt es, wie sich Tacitus äußert. Der Verkehr mit den Römern und neue Lebensverhältnisse, neue Anschauungen haben die Anlage von Städten bedingt. Auch bei ihr hat die deutsche Volksseele ihr Wort gesprochen. Die ältesten Stadtanlagen waren Landstädte, wo der Bewohner zugleich Ackerbau trieb oder wenigstens in dem Garten, der sein Haus umgab, ein Stück Natur haben mußte. In manchen Gegenden finden wir solche Landstädte noch heute. In den Städten selbst wurde der Verkehr der Einwohner unter sich ein ganz anderer. Neue Beschäftigungen fanden Eingang, neue Lebensinteressen verdrängten die alten, und so mußten sich auch Sitte und Brauch den Verhältnissen anpassen; sie sind anders geworden, und neue sind neben den alten aufgetaucht, wenn auch diese das Vorbild zu jenen gegeben haben. Da nun aber in den Städten die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Süden ähnlich, ja fast gleich waren wie im Norden, so zeigt sich bei ihnen der Gegensatz zwischen Nord und Süd nicht in dem Maße wie auf dem flachen Lande.

Allen diesen Tatsachen ist im folgenden Rechnung zu tragen, wenn dargetan werden soll, wie die Volksseele trotz aller Wandlungen der Zeiten in Sitte und Brauch auch heute noch ihr altes Wesen erhalten hat. Was eine höhere Kultur nur einer Schicht der Bevölkerung gebracht hat, ist dabei aus dem Spiele gelassen. Das Leben und Treiben des Volkes aber soll ins Auge gefaßt werden: a) bei den Ereignissen, die dem Menschen als die wichtigsten im Leben erscheinen; b) im Alltagsleben und an den großen und kleinen Festtagen; c) bei seinen Beschäftigungen.

2. Geburt, Hochzeit, Tod.

Will man den Charakter des deutschen Volkes am besten kennenlernen, so muß man einen Blick in sein Familienleben werfen und muß es vor allem aufsuchen bei den Ereignissen, die die wichtigsten im menschlichen Leben sind, bei der Geburt des Kindes, der Hochzeit des Jünglings und der Jungfrau, dem Tode des Greises und der Greisin. Bei diesen Vorgängen entwickelt das Gemüt und die Phantasie des regsamen Volkes einen fast unerschöpflichen Reichtum, der in allen möglichen Sitten und Gebräuchen zum Ausdruck kommt. Bei der Geburt und der sich an diese knüpfenden Taufe tritt die treue Fürsorge des Familienvaters für Frau und Kind und seine Religiosität in den Vordergrund, bei der Hochzeit der echt deutsche Humor und die deutsche Sinnigkeit, bei dem

Tode die Tiefe des Gemütes und die heilige Scheu vor der rätselhaften Macht, die in der menschlichen Seele wohnt. Daneben zeigt sich bei der einen wie der anderen Gelegenheit die deutsche Trink- und Eßlust, der alle Gesetze vergangener Jahrhunderte nicht haben steuern können: eine Taufe ohne Taufschmaus, eine Hochzeit, an der es in Essen und Trinken nicht hoch hergeht, ein Begräbnis ohne Leichentrunk und Leichenschmaus sind in allen deutschen Gegenden fast unmögliche Dinge.

Von der *Herkunft der Kinder* hat sich in grauer Vorzeit die kindliche Phantasie des Volkes mancherlei erdacht, was sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. Die Seele ist schon vor der Geburt des Kindes in der Welt. Sie weilt bald in Seen oder Teichen oder Brunnen, bald in Bäumen oder Bergen, wie in dem Untersberge in Salzburg. Von dort werden die Kinder herausgeholt, meist von der Hebamme, oder sie bringt der Storch, der Schwan, die Elster (Schweiz). Ist dann der neue Weltbürger da, so herrscht fast allerorten lebhafte Freude, die bei der Geburt eines Knaben größer ist als bei der eines Mädchens, weil der Vater im Knaben die Fortpflanzung seines Geschlechtes und damit seiner persönlichen Eigenart, auf die der Deutsche so viel Wert legt, gesichert sieht. Vielfach verbreitet ist die schöne, den deutschen Familiensinn mit dem deutschen Natursinn verknüpfende Sitte, daß der Vater in der Geburtsstunde des Kindes ein Bäumchen setzt, an das gewissermaßen das Leben des Kindes geknüpft ist. Im Aargau z. B. ist dieser Brauch allgemein; man meint dort, der Neugeborene gedeihe oder verkümmere gleich diesem Bäumchen. Wie ferner bei unseren Vorfahren das Kind erst dann rechtliche Anerkennung fand, wenn es der Vater aufgehoben hatte, so legt man noch heute in mehreren Gegenden das Kind unter den Ofen; hier hebt es der Vater auf, und erst nach der Aufhebung erhält es das erste Bad. In dieses wird ein Rosenkranz getan, damit das Neugeborene fromm werde, oder auch, dem zweckdienlichen Sinne des Deutschen entsprechend, ein Geldstück, damit es dem Kinde im Leben nie an Geld fehle; dem Mädchen aber wird zugleich eine Spule mit hineingelegt, damit es eine fleißige Spinnerin werde. Mit dem Wasser des ersten Bades wird zuweilen auch ein Fruchtbaum begossen, der dann, geradeso wie andernorts das jung gepflanzte Bäumchen, der Lebensbaum des Kindes wird. An verschiedenen Orten herrscht auch noch die früher allgemein verbreitete Sitte, das neugeborene Kind auf die Erde zu legen, damit ihm dadurch Lebenskraft und Gesundheit zugeführt werde.

In den ersten Stunden seines Lebens muß das Kind ganz besonders gehütet werden; es ist noch nicht getauft und steht deshalb nach der Auffassung des abergläubischen Volkes in der Gewalt der bösen Geister. Um es aus deren Macht zu erretten, nimmt man so schnell wie möglich die *Taufe* vor. Erst in jüngster Zeit, und zwar hauptsächlich im protestantischen Norden Deutschlands, ist es Sitte geworden, diese um Wochen hinauszuschieben; früher, und in vielen Gegenden noch heute, muß sie innerhalb der ersten drei Tage vollzogen sein. Da gilt es für den Hausvater, die Paten oder, wie sie in Oberdeutschland heißen, die Götten zu laden. Im allgemeinen macht sich der junge Vater selbst zu diesen auf. Nur hier und da tritt eine Mittelsperson für ihn ein, ähnlich dem Hochzeitsbitter, die dann in wohlgewählten Versen ihr Anliegen vorbringt. Aber auch wenn der Vater des Kindes selbst kommt, muß eine bestimmte Formel der Bitte angewendet werden, die der altgermanischen Aufforderung zum Rechtsgange nachgebildet zu sein scheint. Sie ist in den einzelnen Gegenden verschieden, hat aber allerorten etwas Getragenes, Feierliches.

In ähnlich feierlicher Weise, wie der Kindtaufsvater sie ausspricht, pflegt der Pate die Aufforderung dankend anzunehmen. In alter Zeit forderte die Kirche nur einen Paten, allein bei unserem Volke beträgt die Zahl schon zeitig in der Regel drei, denn diese Zahl war den Deutschen heilig. Meist sind die Paten Verwandte. In manchen Gegenden ist es Sitte, daß eine Familie bei allen Kindern dieselben Paten nimmt. Nur wenn einer von diesen gestorben ist, tritt ein anderer an seine Stelle. Unter den Paten muß an vielen Orten auf alle Fälle ein männlicher sein, da man lauter Paten weiblichen Geschlechtes nur unehelichen Kindern zu geben pflegt. Wie sich schon hierin eine Brandmarkung außerehelichen Umganges zeigt, so ist dies noch mehr der Fall in der badischen Sitte, bei einem unehelichen Kinde den Büttel Pate stehen und die Taufe an einem Werktage vornehmen zu lassen.

Zwischen den Eltern des Täuflings und den Paten einerseits und diesen und dem Täuflinge anderseits tritt das engste und schönste Verhältnis ein, wie wir es in gleicher Weise bei keinem anderen Volke finden. Die altgermanische Sitte, das Kind dem Bruder der Mutter oder einem treuen Freunde des Vaters zur Erziehung und Pflege zu geben (vgl. S. 3), lebt in dem Verhältnisse zwischen Paten und Patenkinde fort. Die engen Bande der Sippschaft, die schon im germanischen Altertum leibliche wie geistige waren, haben sich hier in christlicher Form erhalten.

Auch die Wöchnerin liegt den Paten besonders am Herzen. Sie erkundigen sich wiederholt nach ihrem Befinden, machen ihr einen feierlichen Besuch, bringen ihr dabei Spenden und schicken ihr die Wochensuppe. Dem Kinde legen sie Gaben in die Wiege oder unter das Kopfkissen, in der Regel Münzen. Diese Geschenke schätzt man sehr. Der Täufling trägt solchen Taufpfennig als Schutz vor bösen Mächten am Hals oder auf der Brust; er soll ihm auch ein Zeichen seines Verbleibens in Christo sein. Vielenorts erhält das Kind den Namen eines Paten, denn mit dem Namen, glaubt man, gehen zugleich die Eigenschaften der Person, die ihn bisher getragen hat, auf den Täufling über. Daher legt man auf Ruf und Sinnesart der Paten hohen Wert. Von nun an sorgen die Paten für das Kind, fast treuer als die Eltern: sie beobachten all sein Tun und Treiben, bringen ihm öfters Geschenke, wenigstens zweimal in der Jugend neue Kleidung, begleiten es beim ersten Gange nach, beim letzten aus der Schule, genießen mit ihm das heilige Abendmahl, und erleben sie die Hochzeit ihres Patenkindes, so nehmen sie bei dieser den Ehrenplatz ein und tanzen auch mit Braut oder Bräutigam den Ehrentanz. Stirbt das Patenkind, so tragen in verschiedenen Gegenden die Paten den Sarg. Auf der anderen Seite unterläßt es die erwachsene Jungfrau, wenn einer ihrer Paten gestorben ist, an ihrem Ehren- und Freudentage, dem Hochzeitstage, nicht, hinauszuwallen zum Grabe des Paten und in stillem Gebete sich zu sammeln. Die deutsche Treue offenbart sich in diesem Verhältnis zwischen Paten und Patenkind in schönster Entfaltung.

Wie in der Auffassung vom Amte der Paten zeigt sich auch noch in einem anderen, vielfach verbreiteten Brauche bei der Taufe ein Gemisch von altheidnisch-germanischem und christlichem Geiste. Man hüllt das Kind zum Zeichen seiner Unschuld in ein weißes Gewand, glaubt aber zugleich, daß es gerade an diesem Tage bösen Geistern besonders zugänglich sei. Daher pflegt man beim Taufgange zu schießen, um die Geister zu vertreiben, und bringt an der Wiege allerlei Schutzmittel, z. B. ein Kreuz, ein Heiligenbild, den Drudenfuß und anderes, an, durch die den Dämonen der Zugang versagt wird, wie auch vor dem Taufgange zu demselben Zwecke jederzeit eine Person bei dem Kinde bleiben und ein Licht oder Feuer in seiner Nähe brennen muß. Ein echt germanischer Zug begegnet auch im Taufschmause, der nirgends fehlen darf. Er findet bald im Elternhause statt und wird dann meist von den Eltern gegeben, zuweilen aber auch im Wirtshause, wo dann vielenorts die Paten die Kosten des Mahles bestreiten.

In der *Erziehung* seiner Kinder zeigt der Deutsche einen ausgeprägt praktischen Sinn. Wohl flicht schon um das Kind in der Wiege die Poesie der Wiegenlieder ihre Kränze, und wenn es dann hinaus in die freie Natur geht, in Wald und Feld, da erwacht in der kindlichen Brust die Sehnsucht nach Lied und Gesang. Auch im kindlichen Spiele mit den Jugendgenossen sehen wir sie hervortreten, und besonders zu Zeiten und an Tagen, wo heiterer Scherz und Fröhlichkeit die Alltagsarbeit durchbricht. Sonst wird das Kind zu ernster Arbeit für das Leben erzogen. „Müßiggang ist aller Laster Anfang", dies Sprichwort prägt fast allerorten der Vater seinen Kindern von Jugend an ein. Was sie zu tun haben, weiß man aus seiner eigenen Jugend: der Sohn hat dem Vater bei seinen Arbeiten beizustehen und lebt sich dadurch von selbst in den Beruf des Vaters ein, den er später einmal ergreift, während das Mädchen schon frühzeitig von der Mutter zu allen häuslichen Arbeiten angehalten und dadurch an Ordnung, Sparsamkeit, Reinlichkeit gewöhnt wird. Daneben werden die Kinder zu ungeheuchelter Frömmigkeit und Wahrheitsliebe erzogen, worin sie in den Eltern das beste Vorbild haben. Kirchenbesuch, Tischgebete und Hausandachten haben seit dem frühen Mittelalter zum täglichen Brot der Deutschen gehört. Solange ausschließlich das deutsche Haus die Erziehung der Kinder übernommen hat, und wo es dies noch tut, da wachsen deutsche Männer und deutsche Hausfrauen heran, die einen offenen Blick für das praktische Leben haben, die eingreifen, wo es einzugreifen gilt. Schillers Tell oder der Schulze in Immermanns „Münchhausen" sind Bilder solch echt praktischer deutscher Familienväter, die bei all ihrem Tun Herz und Hand auf der richtigen Stelle haben.

Im *Verhältnis der Geschlechter* ist eine ideale Liebe, wie sie die Literatur unserer Zeit öfter darstellt, dem germanischen Geiste ebenso fremd, wie es jene Liebeständeleien mit verheirateten Frauen sind, die die mittelhochdeutschen Lyriker unter dem Einflusse romanischer Sitte in ihren Gedichten zum Ausdruck bringen. Der Germane kennt nur die gesunde Geschlechtsliebe, und auch in der Ehe ist es von Haus aus keine schwärmerische Gemütsneigung gewesen, die Mann und Frau zusammengehalten hat, sondern die Achtung vor der Frau und vor allem die Treue, das Festhalten an dem Worte, das der Jüngling dem Mädchen bei der Verlobung gegeben hat. Als dann das christliche Sittengesetz kam und eine neue Liebe predigte, die Liebe der Entsagung und der völligen Hingabe des einen an den anderen, da gingen germanischer Geist und

christliche Sittenlehre jenen Bund ein, der bis auf den heutigen Tag im allgemeinen die Grundlage der deutschen Ehe bildet: die Frau ist die Gefährtin des Mannes, die ihm in allen Lebenslagen, in Freud' und Leid treu zur Seite steht, der aber auch der Gatte auf alle mögliche Weise die Last des Lebens zu erleichtern sucht. Jeder der beiden Gatten hält das im Verlöbnis gegebene Wort. Besonders sind es die Bewohner der kleineren Städte und die Bauern, die treu diesen alten Geist in der Ehe schirmen, während in größeren Städten vielfach ein Zug von Lüsternheit eingezogen ist, der sonst der deutschen Ehe fremd war. Dieser Zug hat bei den Bauern nur wenig Eingang gefunden: so sittenlos hier auch oft das Leben in der Jugend ist, Ehebruch finden wir auf dem Lande selten.

Cäsar sowohl als Tacitus sind des Lobes voll von der Keuschheit der germanischen Jugend. „Je länger man unverheiratet bleibt, desto rühmlicher ist es. Dadurch wird man nach ihrer Meinung groß, stark und eisennervig. Umgang mit Weibern vor dem zwanzigsten Jahre ist die größte Schande", sagt jener, und ähnlich berichtet Tacitus. Auch im Mittelalter bis in die Neuzeit ist jungfräuliche Reinheit immer die Forderung deutscher Sitte gewesen. Strengste Bestrafung, kirchliche wie bürgerliche, wurde der Gefallenen zuteil. Die Dithmarschen begruben diese lebendig im Sumpfe, und noch heute wird in den brandenburgischen Spinnstuben kein gefallenes Mädchen zugelassen. Vielfach freilich sieht es in dieser Beziehung jetzt anders aus. Schon zeitig fangen bei der ländlichen Bevölkerung im Norden wie im Süden die jungen Burschen zu „gasseln Gehen" und zu „Fensterln" an, d. h. bei nächtlicher Weile die jungen Mädchen zu besuchen. Die Alten haben es nicht anders getan und drücken daher ein Auge zu. Auf dem Tanzboden werden meist die Bekanntschaften angeknüpft. Daher eiferten in verflossenen Jahrhunderten geistliche wie weltliche Verordnungen immer wieder gegen die „Tanzwut" der Bauern. Vielfach sind auch die Spinn- oder Rocken- oder Kunkelstuben, in den Alpenländern auch Heimgarten genannt, zu Stätten der Unsittlichkeit geworden, jene uralten germanischen Einrichtungen, die schon den alten Römern auffielen. Einst bestanden sie überall, wo deutsche Geselligkeit und Freude an der Arbeit herrschten, heute sind sie schon in vielen Gegenden geschwunden. Hier kommen Mädchen und Burschen zusammen. Erst sind die Mädchen allein; sie haben eine Spule abzuspinnen. Dann aber erscheinen die Burschen, und nun beginnen alle möglichen Neckereien, die nicht selten in Zoten ausarten. Zuweilen werden Märchen und Sagen

erzählt oder gemeinsam Volkslieder gesungen. Gesellschaftsspiele, bei denen der Kuß die Hauptsache ist, und Tänze pflegen den Abend zu beenden, worauf der Bursche sein Mädchen nach Hause bringt. Diese Spinnabende finden an gewissen Tagen (Dienstag, Donnerstag, Sonnabend) der Woche statt und werden abwechselnd in den einzelnen Familien abgehalten.

Spinnstube und Fensterln hängen aufs engste zusammen. Dem Liebhaber, der dem Mädchen den Spinnrocken zur und von der Rockenstube tragen darf, ist in der Regel auch der nächtliche Besuch gestattet. Daher heißt in der Schweiz sowohl dieser wie der Besuch in der Spinnstube der Kilt, d. h. Besuch zur Nachtzeit. Ursprünglich sind diese nächtlichen Besuche wie die Spinnstubenbesuche ganz harmloser Natur gewesen; noch im 19. Jahrhundert verteidigte sich in der Schweiz das Volk mit Entschiedenheit gegen die Angriffe der Geistlichen und Lehrer, die diesem alten Brauch den Krieg erklärt hatten. „Die Herren verstehen das nicht; sie halten den Kiltgang nur deshalb für böse, weil sie nicht imstande wären, auf ehrliche Weise bei einem Mädchen zu weilen", entgegnet es den Tadlern. Und auch heute noch sieht man in verschiedenen Gegenden darauf, daß in den Spinnstuben Zucht und Ordnung herrscht. Allein bei den meisten haben sich im Laufe der Zeit arge Mißbräuche eingestellt, und wie die Unsittlichkeit auf dem flachen Lande überhaupt, so ist sie auch in den Spinnstuben eingezogen. Die unehelichen Geburten haben sich gerade auf dem Lande in den letzten Zeiten in erschrecklicher Weise gemehrt, und alles Eifern der Geistlichkeit hat dieser Sittenlosigkeit keine Schranken zu setzen vermocht. Zur Ehre unseres Volkes muß jedoch hervorgehoben werden, daß in den meisten Fällen der Vater des Kindes die Mutter heiratet, und daß er während der Ehe selbst dieser die Treue wahrt. Haben sich doch meist Jüngling und Mädchen schon das Versprechen der Ehe gegeben, bevor dieses ihrem Freier den heimlichen Besuch gestattet. Und das Mädchen verlassen, zumal wenn man es zu Falle gebracht hat, gilt in ganz Deutschland als Schlechtigkeit, und überall geht die deutsche Gerechtigkeitsliebe und der Sinn für deutsche Treue mit dem Manne, der dies getan hat, streng ins Gericht, wie anderseits auch das untreue Mädchen an den Pranger gestellt wird. Wenn wir heute die Sittlichkeitsverhältnisse der Deutschen mit denen unserer westlichen Nachbarn, der Franzosen, vergleichen, so stellt sich als ziemlich schroffer Gegensatz heraus, daß wir in unserem Volke wohl häufig jugendliche Verirrungen finden, während nach

der Verheiratung die eheliche Treue bewahrt wird, daß dagegen bei den Franzosen jugendliche Sünden verhältnismäßig seltener sind, während bei ihnen der Ehebruch ungleich häufiger ist als bei den Deutschen.

Und doch weht uns auch aus der heutigen deutschen Sitte noch häufig die Luft der altgermanischen Reinheit und Keuschheit entgegen. Jener fremde Zug der Unkeuschheit mag in unserem Lande zur Herrschaft gelangt sein, als der alte freie Bauernstand aufgehört und der Unfreie zugleich mit der Freiheit den Adel der Natur eingebüßt hatte. In den Städten, wohin sich damals ein guter Teil der früheren ländlichen Bevölkerung zurückgezogen hat, ist jenem Zug der Zugang fast überall verwehrt worden. Noch bis in unsere Tage herrscht hier auch unter der Jugend die alte Sittenreinheit, und erst neuerdings ist ein fremder Geist eingezogen, der sich namentlich in den Großstädten zum Nachteile unseres Volkes immer mehr ausgebreitet hat.

Wie in altgermanischer Zeit ist auch heute noch in allen, namentlich den ländlichen Gegenden Deutschlands die Eheschließung in den bei weitem meisten Fällen weniger eine Herzensangelegenheit als eine Geschäftssache. Lebt der Vater des Freiers noch, so muß er zur Werbung des Sohnes ebenso seine Einwilligung geben wie die Eltern der Braut. Bis in die Neuzeit hatten die Eltern das Recht, ihre Kinder zu enterben, wenn diese auf einer Schließung der Ehe ohne ihre Zustimmung bestanden, und nach sächsischem Rechte wurden heimliche Verlöbnisse bestraft. Diese altpatriarchalischen Zustände, die von anderen Völkern als Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit angesehen werden, hält der Deutsche in seiner Hochachtung vor den Eltern für selbstverständlich. Sind dann Vater und Sohn über die Wahl einig, so erkundigt man sich genau nach dem Vermögen des Mädchens, wie auch dieses nicht jedem Beliebigen Hand und Kuß gewährt. Bei der Werbung, die der Verlobung vorangeht, haben sich bis heute noch viele alte Bräuche erhalten, die auch nicht außer acht gelassen werden, wenn sich Jüngling und Mädchen längst kennen. Nicht selten tritt eine Mittelsperson, meist ein Freund des Vaters oder naher Verwandter, auf und bringt die Werbung an. Alsdann wird genau festgesetzt, was das Mädchen, was der Mann mitbekommen soll. Ist man darüber einig, so geht der Freier in das Haus der Braut und zahlt — ein Rest des alten Brautkaufes — das „Drangeld“, eine Summe Geldes, die z. B. in Oberbayern je nach dem Vermögen zwischen 3 und 10 Talern schwankt. Ist so die Verlobung richtig gemacht, so bereitet die Braut ein Essen, das in den einzelnen

Gegenden verschieden ist. Dies genießen die Neuverlobten gemeinsam, und nun gehören sie nach alter Sitte zusammen.

Das Hochzeitsfest ist für den Deutschen der Höhepunkt im menschlichen Leben, der Ehrentag für Braut und Bräutigam. An ihm offenbart sich deutscher Humor und deutsches Gemüt auf die schönste Weise. Es sind Tage ausgelassener Fröhlichkeit, an der Anteil nehmen soll, wer in irgendeinem Verhältnisse zu den Verlobten oder ihren Eltern steht. „Hochzeit“ nennt heute unser Volk diesen Festtag, er ist ihm eine „hôhgezît“, wie man im Mittelalter die höchsten Feste, besonders die hohen kirchlichen, nannte, und dementsprechend feiert man ihn. Aber auch an diesen Tagen ausgelassenster Freude begegnen wir manchem ernsten, schönen Zug, der von dem tiefen Gemüte und vor allem von der Pietät unseres Volkes gegen die Verstorbenen ein beredtes Zeugnis ablegt.

Wie in alter Zeit finden auch heute noch in vielen ländlichen Gegenden Deutschlands die Hochzeiten im Spätherbst oder Winter statt. Das ist die Zeit, wo die Jahresarbeit zu ruhen pflegt und die Ernte, die Frucht der sauern Arbeit, hereingebracht ist. Alter Glaube lehrt das Volk, daß bei einem wichtigen Schritte im menschlichen Leben auch die Gestirne, vor allem der Mond, von Bedeutung sind: nur bei zunehmendem Monde oder Vollmond darf die Hochzeit gefeiert werden. Selbst auf den Tag der Woche wird noch gewissenhaft geachtet; nicht alle sind zu diesem Feste geeignet, sondern nur die Glückstage. Verschmäht vor allem ist der Mittwoch. In ganz wenigen Gegenden germanischen Gebietes gehört dieser Tag zu den Hochzeitstagen. Auch Montag und Freitag sind vielenorts ausgeschlossen, während anderwärts, besonders in Norddeutschland, der Freitag ein beliebter Hochzeitstag ist. Dagegen sind die Tage, an denen die Ehe mit Vorliebe geschlossen wird, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Namentlich ist es der Dienstag, an dem in vielen Gegenden Deutschlands, im Norden wie im Süden, festgehalten wird. Auch auf die Witterung am Hochzeitstage wird genau geachtet: sie sagt dem jungen Paare, wie es einst in der Ehe aussehen wird. Deutscher Natursinn und deutscher Aberglaube gehen hier Hand in Hand. Sonnenschein kündet heitere Tage an, Wind dagegen deutet meist auf Unfrieden in der Ehe. In einigen Gegenden Deutschlands wird auch der Regen als Unglücksbote angesehen, während er in anderen Glück, namentlich Reichtum voraussagt. „Regen in den Brautkranz ist blinkend Gold.“

Die Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit war früher oft sehr kurz. Es ist zugleich die „Verkündzeit“, in der der Geistliche die Verlobten

in der Kirche dreimal aufbieten muß, um zu prüfen, ob in der Gemeinde sich ein Widerspruch gegen die Vermählung erhebe. Ist der Tag der Hochzeit festgesetzt, so tritt der *Hochzeitsbitter* oder *Hochzeitslader* sein Amt an. Er ist während der ganzen Festtage die Hauptperson, der Redner, die lustige Gestalt, die für Scherz und Spaß zu sorgen hat. Von seiner Wahl hängt das Gelingen des Festes ab. Nur Personen mit Gemüt und Phantasie, mit erfrischendem, gesundkräftigem Humor und etwas dichterischem Talente eignen sich zu diesem Amt. In feierlichem Anzuge, den Stab oder Hochzeitsspieß in der Hand, das Knopfloch oder den Hut mit Rosmarin geschmückt, oft mit bunten Bändern und Goldborten geziert, macht er sich auf, um zunächst die Hochzeitsgäste zum Feste zu laden. Hier und da erscheint er stattlich zu Roß. Nach alter Sitte darf diese Einladung nicht in trockenen Worten bestehen, sie muß Schwung haben und ist deshalb vielenorts poetisch. Wie ganz anders klingt eine solche alte Ladung, wie sie noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts der „Ummebidders“ in Klein-Schöppenstedt im Braunschweigischen vorbrachte, im Vergleich zu den nüchternen Einladungen der Gegenwart, die jetzt allmählich die Herrschaft gewinnen:

Lieben Leute, ich komme zu euch geritten,
Um euch alle einzuladen und zu bitten,
Keinen von den Hausleuten ausgenommen,
Freitag Morgen zu N. N. zur Hochzeit zu kommen.
Kommt aber nicht mit vollem Magen,
Denn sie werden tüchtig auftragen.
Bräutigam und Braut tut die Myrte zieren,
Mit Trompetenklang wollen zum Altar wir sie führen.
Und kommen wir zur Kirche heraus,
Dann gibt es einen großen Schmaus,
Dann wird getrunken und kuranzt
Und die ganze Nacht hindurch getanzt.
Am andern Tag mit heiterm Sinn
Geht's wieder zum Hochzeitshause hin,
Da tanzen und schmausen wir wieder so
Wie am vorigen Tage froh.
Am Sonntag wird der Brautschmuck wieder angelegt
Und im Hochzeitszuge zur Kirche sich bewegt.
Und ist die Kirche wieder aus,
Geht's wiederum ins Hochzeitshaus.
Nach dem Schmause tanzen wir weiter
Nach der Musik ganz lustig und heiter.
Am Montag wird an nichts gedacht,
Denn der wird völlig blau gemacht.

Am Dienstag sind wir lustig und wohl,
Es schmeckt dann vortrefflich der saure Kohl.
Darauf an dem lieben Mittwoch
Sind wir wieder vergnügt, doch
Wenn dann Küche und Keller noch etwas vermag,
Feiern wir auch noch den Donnerstag.
Dann aber ist die Hochzeit aus,
Und jeder geht wieder in sein Haus.

Zuweilen, besonders bei dem fränkischen Stamme, findet noch heute die Ladung mehrmals statt: es ist dies ein Überbleibsel der altfränkischen Ladung zum Gericht, die wenigstens dreimal geschehen mußte. In Oberbayern und in mehreren Gegenden Österreichs wird sogar die Braut durch den Hochzeitsbitter zur Hochzeit geladen. Sie versteckt sich im Hause und muß gesucht werden. Anfangs sträubt sie sich, die Einladung anzunehmen; nachdem sie aber die Zusage gegeben hat, wird der Bote freundlichst bewirtet, wie überhaupt eine Bewirtung auch bei den anderen stattfindet, die geladen worden sind: das ist der gastfreundliche Sinn des Deutschen in einer altertümlichen Form.

In der Regel einige Tage — meist am Sonnabend — vor der Hochzeit, in Norddeutschland auch vielfach erst nach der Trauung, wird die Ausstattung der Braut in feierlichem Zuge in das neue Heim geführt. Das ist der *Kammerwagen* oder das *Brautfuder* in Österreich, der *Fedelwagen* in Oberbayern, das *Primißführen* im Innviertel, der *Kästewagen* im Braunschweigischen. Der ganze Zug ist feierlichst ausgestattet. Kutschen und Rosse sind mit bunten Bändern und Rosmarinsträußen geschmückt. Meist geht die Braut neben dem Prunkwagen her; nur hier und da sitzt sie auf ihm. Auf dem Wagen selbst befindet sich alles, dessen die junge Frau in ihrer neuen Wirtschaft bedarf: Schränke, Betten, Tische usw. Auch Salz und Brot darf nicht fehlen. Obenauf ist der Spinnrocken, und fast nirgends wird die Wiege vergessen. Hinter dem Wagen folgt, namentlich in Oberdeutschland, eine stattliche Kuh, öfter mit Kalb. In Thüringen folgt überhaupt alles Vieh, das die Braut von Hause mitbekommt. Auch dieses ist mit Bändern geschmückt. Wo der Zug vorüberfährt, wird er feierlichst begrüßt, und geht es am Wirtshaus vorbei, dann tritt der Wirt heraus und reicht der Braut den Krug. In mehreren Gegenden wird schon bei dieser Gelegenheit von den jungen Burschen geschossen, wodurch die der Ehe Unheil drohenden Geister vertrieben werden sollen. Eine alte germanische Sitte ist das alemannische *Vorspannen*. Von der Jugend des

Dorfes, nach dem die Braut fährt, wird der Brautwagen durch eine vorgespannte Kette gehemmt und der Bräutigam mit einem Vorspruch und einem langen humoristischen Gedichte aufgefordert, sich zu lösen. Während sich hier der Bräutigam mit auf dem Brautwagen befindet, weilt er in den meisten anderen Gegenden Deutschlands im neuen Heim, empfängt hier die Braut vor dem Hause und bietet ihr den Willkommentrunk. In anderen Gegenden begrüßt die Mutter des jungen Mannes die neue Wirtin und führt sie in das neue Heim. Bei diesem Empfange pflegt auch ihrerseits die Braut ihrem Verlobten ein selbstgesponnenes Hemd zu überreichen.

Die eigentlichen Festtage beginnen mit dem **Polterabend**, dem Tage vor der Hochzeit. Schon an diesem herrscht ausgelassene Freude; weitverbreitet ist das Zerschlagen tönerner und gläserner Gefäße. Der Brauch galt ursprünglich Witwen, die sich wieder verheirateten, und hat sich erst später verallgemeinert. Schön ist die Sitte, daß an diesem Tage nochmals die Gespielinnen der Braut mit dieser, die jungen Burschen mit dem Bräutigam zusammen sind. Am Abend vereinen sich dann beide Geschlechter, oft zu Tanz und Schmaus. Das sind dieselben Personen, die am Hochzeitstage die Begleiter von Braut und Bräutigam sind, die Brautjungfern und die Brautführer.

Nur selten begnügt man sich auch heute noch bei einer echten Bauernhochzeit mit **einem** Tag der Feier. Oft sind es deren drei bis vier, hier und da wird sogar die ganze Woche gefeiert. Diese Ausdehnung des Festes hat in altgermanischen Verhältnissen ihre Wurzel. In alter Zeit waren die Gäste oft weit hergekommen; ein einziger Tag der Feier hätte die Mühe ihrer Fahrt nicht gelohnt. In uralte, beschränkte Verhältnisse führt uns auch der Brauch zurück, daß in manchen Gegenden die Gäste Messer und Gabel zu dem Festmahle mitbringen: wie noch heute in Norwegen der Bauer sein Messer immer an der Seite bei sich trägt und den Wirt nie um ein solches bittet, so ist es früher auch in Deutschland gewesen.

Im Mittelpunkt aller der mannigfachen Sitten und alten Bräuche, die wir im deutschen Volke noch heute am **Hochzeitstage** beobachten können, stehen zwei, die bis auf die älteste Zeit zurückgehen und in den Rechtsauffassungen und dem Frohsinn unseres Volkes wurzeln: die Übergabe der Braut, woran sich unter kirchlichem Einflusse die Trauung geknüpft hat, und das Festmahl. Jene findet, wie auch im Mittelalter, im Hause der Braut, dieses und das ganze eigentliche Fest im allgemeinen in dem des Bräutigams statt. Daß die Hochzeit im Hause der Braut

oder gar am dritten Orte gefeiert wird, davon will unser deutscher Bauer, der auch hierin wie in anderen Punkten zäher am alten hängt als der Städter, in den meisten Gegenden nichts wissen.

Ist der Hochzeitstag angebrochen, so rüstet sich alles in der Gemeinde. Braut und Bräutigam legen die Hochzeitstracht an, die nur für diesen Tag bestimmt ist, nach ihm in die Truhe kommt und das ganze Leben hindurch zur Erinnerung an den freudenreichsten Tag aufbewahrt wird. In frommer Einfalt geht die Tiroler Braut schon vor Sonnenaufgang hinaus in die Natur, um unter Gottes freiem Himmel zu beten: das bringt Glück in die Ehe. Im Hause des Bräutigams wird es bald rege; hier sammeln sich die Hochzeitsgäste, die freilich nicht alle an der ganzen Handlung, sondern nur am Mahl und an den Belustigungen teilnehmen. Mit Schmausen beginnt die Feier: es wird die Morgen- oder Brautsuppe eingenommen, ein Voressen, das in den einzelnen Gegenden schon aus bestimmten Gerichten besteht. Dann holt der Bräutigam, meist begleitet von den Brautführern, die Braut ab. In verschiedenen Gegenden, besonders in den katholischen Ländern Oberdeutschlands, erbittet er sich den Segen des Vaters, bevor er diesen wichtigen Schritt tut. Im Hause der Braut wird noch mehrfach zum zweitenmal in aller Förmlichkeit um diese geworben. Auch die Braut verläßt das elterliche Haus nicht, ohne ihren Angehörigen, vor allem den Eltern, nochmals herzlich für alle Liebe und Treue zu danken und den Segen der letzteren zu erbitten. In Schwaben nehmen sie die Eltern mit hinaus und führen sie zum Weihbronnen, wo ihr der Segen erteilt wird. Nur wenige Worte spricht dann der Vater noch zum Bräutigam, aber diese sind inniger als lange feierliche Reden: „Johannes, då host me Annele, verlaß sie itt.“ Liegen aber Vater oder Mutter draußen auf dem Kirchhof, da weiht ihnen die Tochter noch Augenblicke treuer Minne, nachdem sie schon am Sonntag vorher auf dem Grabe ihrer Lieben gebetet und damit ein Zeichen deutscher Treue und Pietät gegeben hat.

Von dem Hause der Braut geht der Zug entweder zum Heim des Bräutigams zurück oder sofort nach der Kirche. Ist das Mädchen aus einem anderen Dorfe, so wird im Eifelgebiete, in Mähren und anderwärts den nach der Kirche Ziehenden ein Band oder ein Strick, wie in Baden dem Brautwagen, vorgehalten; der Bräutigam muß dann seine Braut durch ein Geschenk lösen. Vor und nach dem Kirchgang ertönen auch jetzt fast überall Pistolenschüsse, welche die bösen Geister

vertreiben sollen. In Fränkisch-Henneberg findet sich die schöne, dem deutschen Natursinn entsprechende Sitte, daß der Weg zur Kirche mit Tannenbäumen besetzt ist, wie auch im Gebiete des Thüringer Waldes und Erzgebirges vielfach Tannen vor dem Hochzeitshause angebracht werden. Während der Trauung selbst überwiegt der Aberglaube fast das religiöse Interesse. Man achtet genau darauf, daß kein Raum zwischen Braut und Bräutigam entstehe, wenn beide vor dem Altar knien, denn sonst zwängt sich der Teufel dazwischen; verliert eines den Ring, so stirbt es bald; wer die Hand während der Trauung oben hat, oder wer den anderen nach der heiligen Handlung zuerst auf den Fuß tritt, bekommt die Oberhand in der Ehe. Eine wichtige Rolle spielt in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands, besonders in Mecklenburg und den Marken, das Erb- oder Brautschloß. Wenn ein neidischer Feind dieses während des kirchlichen Segens dreimal auf- und zuschließt, so bleibt die Ehe kinderlos. Alles wird aufgeboten, um dies zu verhindern, und unter Tränen haben junge Frauen sich von ihrem Gatten ferngehalten, weil sie in dem Wahne lebten, daß sie durch den Zauber jenes Erbschlosses nie Mutter werden könnten. Überall dieser altgermanische mystische Zug: je höher das Fest, desto größer der Anteil unsichtbarer Mächte, desto fester und ausgebreiteter der Aberglaube.

Auch zwischen der Trauung und dem Mahle haben sich alte Gebräuche erhalten, die zum Teil bis in die älteste Vorzeit reichen. Das altdeutsche Wort „Brautlauf" für Hochzeit scheint auf eine Zeit hinzuweisen, wo der Mann die Frau gewaltsam entführte. Schon Jahrtausende ist diese alte Sitte abgeschafft, aber in der sinnbildlichen Handlung lebt sie in verschiedenen Gegenden noch heute fort: nach dem Kirchgange pflegt die Braut eilenden Fußes zu entweichen, und der Bräutigam muß ihr nachlaufen. In anderen Gebieten, wie in Oberbayern, sind es die Burschen, die den Wettlauf veranstalten; der Sieger erhält von der Braut, für die er gewissermaßen eingetreten ist, ein Gebäck als Preis. An diesen alten Brauch schließt sich in altsächsischem Gebiet ein zweiter, ebenso ernster wie schöner: hat der Bräutigam seine Braut gefangen, so trägt er sie in seinen Armen zur großen Diele des Hauses und wandelt mit ihr dreimal um Herd und Kesselhaken, damit sie die neue Heimat liebgewinne. Dies Umgehen des Herdes, des heiligsten Ortes des Hauses, ist ein Zug, der sich namentlich bei dem sächsischen und friesischen Stamme zeigt. Führt der Bräutigam sein junges Weib nicht an den Herd, so tut es seine Mutter, die im Saterlande (Oldenburg)

vor der Tür des Hauses die aus der Kirche heimkehrende Braut empfängt, sie an der Hand um den Herd führt und ihr einen hölzernen Schöpflöffel zum Zeichen ihrer Gewalt über Herd und Küche schenkt. Auch alter Fruchtbarkeitszauber hat sich noch mehrfach erhalten. So wird in der Schweiz Weizen, andernorts Korn über die aus der Kirche heimkehrende Braut geworfen.

Im Hause des jungen Ehemannes findet der Höhepunkt des Festes, das Mahl, statt. Zu diesem sind schon Wochen vorher Vorbereitungen getroffen worden. Nimmt doch zuweilen das ganze Dorf an diesem Mahle teil, das mitteilsamer Frohsinn und Gastlichkeit darbietet. Hildesheimer Urkunden aus dem 16. Jahrhundert berichten, daß 500 Personen bei einer Hochzeit zugegen gewesen seien, und noch in unserer Zeit sollen sich in der Lüneburger Heide an einer großen Bauernhochzeit 800—1000 Mann beteiligt haben. Um diese Menge zu befriedigen, wird gewaltig gebacken, geschlachtet, gebraut. Tile Brandis, der Burgemeister von Hildesheim, erzählt, daß bei der Hochzeit seines Bruders (1540) 2 Wildschweine, 2 Hirsche, 2 Bären, 3 Ochsen und 24 Hammel verzehrt worden seien, und zu den großen Hochzeiten in Wolmuthausen in Thüringen pflegte man noch in unserer Zeit 2 gemästete Ochsen, 6 fette Schweine und 8 Kälber zu schlachten, außerdem 8 Fuldaer Malter Korn und 10 Malter Weizen zu verbacken. Die Üppigkeit beim Hochzeitsmahle zeigt sich in allen Schichten der Bevölkerung, und alle Erlasse dagegen sind fruchtlos gewesen. Während der Tafel selbst wird allerlei Scherz getrieben. Namentlich ist es das Amt des Hochzeitsbitters, durch scherzhafte Reden oder Gedichte die Anwesenden zu unterhalten. Sein Auftreten ist der letzte Überrest der altgermanischen Sänger und Erzähler, die bei keinem größeren Gelage fehlen durften. Aber nicht nur scherzhafte, sondern auch ernste Gedichte mischen sich zuweilen in die allgemeine Festfreude. Solche stimmungsvolle Hochzeitslieder finden wir vor allem bei den abgeschlossenen Siebenbürger Sachsen und den Deutschen in der Gottschee. Da wird mitten während der Freuden des Festes auch der Verstorbenen gedacht und ihnen ein Wort der Wehmut und des herzlichen Gedenkens gewidmet. Während der Tafel darf bei dem sangesfrohen Deutschen auch die Musik nirgends fehlen. Schon am frühen Morgen haben sich die Musikanten eingestellt, sie haben den Zug zur Kirche begleitet, sie spielen auch zum Tanze auf, der den Schmaus zuzeiten unterbricht und sich an diesen anschließt. Die Tänze, die am Hochzeitstage getanzt werden, sind meist besonderer Art; sie sind in den einzelnen

Gauen Deutschlands verschieden, bald Reihen-, bald Rundtänze, aber bei allen herrscht Heiterkeit und Lust. In vielen Gegenden steht der Brauttanz im Vordergrunde: der älteste Bruder der Braut oder ihr Oheim oder ihr Pate eröffnet ihn mit der Braut, die dann von fast allen Teilnehmern durch einen Tanz geehrt wird.

Unter den mannigfachen Scherzen und Vergnügungen, die in den Abendstunden geübt werden, finden wir in allen Gegenden Deutschlands das Abnehmen des Brautkranzes und das Aufsetzen der Haube. Dabei entspinnt sich zwischen den verheirateten Frauen und den Mädchen heftiger Streit. Die junge Frau gehört nun jenen an, allein die Mädchen wollen ihr den Brautkranz nicht nehmen lassen und verteidigen ihn, so gut sie können, bis schließlich die Verheirateten sich seiner bemächtigt und der jungen Frau die Haube, das Zeichen der Ehegattin und angehenden Mutter, aufgesetzt haben.

Der Tag der Festlichkeit ist zu Ende. Mit Musik wird das junge Ehepaar noch in vielen Gegenden nach dem Brautgemach begleitet und dann sich überlassen. Diese Begleitung ist der letzte Rest jener altgermanischen Sitte der „Deckebeschlagung“, die im Mittelalter noch durchweg herrschte und in dem Rechtssinne des Deutschen ihre Wurzel hat: in Gegenwart von Zeugen mußten sich Braut und Bräutigam unter eine Decke legen; das war die letzte Handlung der sinnbildlichen Bräuche einer rechtsgültigen Ehe.

Im Strudel der Freude vergißt der Deutsche aber auch nie die Zukunft und blickt zugleich im Vollgefühl seines eigenen Glückes auf die Leiden seiner darbenden Mitmenschen. Aus dieser Gemütsstimmung heraus sind die Spenden für die Armen geflossen, die wir fast bei allen größeren Hochzeiten finden, aus jenen Erwägungen aber die Geschenke, die alle Teilnehmer dem neuvermählten Paare darbringen. Man nimmt dieses nicht nur in die Gemeinschaft der Eheleute auf, sondern man will es auch bei der Begründung seines Haushaltes durch die Tat unterstützen. Das sind altväterische Sitten, die sich aus der Vergangenheit erhalten haben, wo die Gemeinde noch eine große Familie bildete. Die Zeit, wann man diese Gaben spendet, ist in den einzelnen Gegenden verschieden. Meist geschieht es während des Mahles, in anderen Gauen schon am Abend vor der Hochzeit, in noch anderen erst am zweiten Tage nach dieser. Die Gaben bestehen teils in Gegenständen, die zu dem jungen Haushalt unbedingt nötig sind, teils in blanker Münze. Schmuck- und Ziergegenstände als Hochzeitsgeschenke kannte man in alter Zeit

und kennt sie auch heute noch in vielen Gegenden nicht: der auf das Zweckmäßige gerichtete Sinn unseres Volkes fordert nützliche Gaben.

Ähnlich wie der erste Festtag verlaufen auch die folgenden. Schmaus und Tanz und harmloser Scherz lassen die Stunden schnell verstreichen, bis alles zu seiner alten Arbeit und Gewohnheit zurückkehrt.

Das dritte wichtigste Ereignis im menschlichen Leben ist der Tod. Der schlichte Mann hat vor ihm meist keine Scheu; mit ruhigem Auge sieht der Greis ihm entgegen, da er für ihn eine natürliche Notwendigkeit ist, und da ihm sein Gottvertrauen die Schrecknisse des Todes nimmt. Dicht neben diesem Gottvertrauen steht aber auch hier beim Deutschen der Aberglaube. Mancherlei Erscheinungen künden das Nahen des Todes an. Bald ruft das Käuzchen oder der Kuckuck, daß man in kurzem sterben muß, bald mahnt an den Tod ein Leichenzug, der uns begegnet, bald das Fehlen des Schattens oder der doppelte Schatten am Weihnachtsabend. Schier unzählig sind die Vorzeichen des nahen Todes, die sich die Volksphantasie ausmalt. Sie sind unserem Volke nicht allein eigen, sie finden sich natürlich auch bei anderen Völkern, aber nur wenige halten so fest an ihnen und fassen sie mit so heiligem Ernst auf wie die Deutschen in ihrem Drange, die Geheimnisse des Lebens zu ergründen. Ist nun aber die Todesstunde wirklich da, und sieht die Umgebung des Kranken, daß auf Besserung nicht zu hoffen ist und das Leben jeden Augenblick erlöschen kann, dann sucht man mitleidsvoll in jeder Weise dem Sterbenden seine letzte Stunde zu erleichtern. Das Klagen hört auf, da der Kranke sonst schwerer stirbt, man nimmt ihm das Kissen unter dem Kopf weg, ja man legt ihn sogar zur Erde auf Stroh, weil man meint, daß die menschliche Seele dann leichter in die Erde zurückkehren könne. Im Mittelalter verlangte der Sterbende, auf die Erde gelegt zu werden, wenn es die Angehörigen nicht von selber taten. Vielfach verbreitet ist auch die schöne Sitte, dem Sterbenden eine Bibel oder ein Gesangbuch unter das Kissen zu legen. In den katholischen Ländern wird in der Todesstunde die heilige Kerze angebrannt, die nur zu dieser Stunde brennen darf.

Ist der Tod eingetreten, so ist es die erste Pflicht, für die Ruhe des Toten zu sorgen und alles zu tun, was seine Wiederkehr verhindern kann. Alle Fenster und Türen werden geöffnet, alle Gefäße umgestellt, die Uhr angehalten, die Blumentöpfe aus dem Zimmer getragen, Spiegel, Vogelbauer und Bilder verhüllt, damit die Seele ja nirgends hängenbleibe oder aus Liebe zu werten Dingen nochmals raste. In

der Pfalz und an anderen Orten achtet man sorgfältig darauf, daß dem Toten keine Tränen der Leidtragenden auf die Brust fallen, da er sonst keine Ruhe im Grabe findet. Es ist ein sonderbares Gemisch von Mystik, Liebe zu dem Toten und doch auch Fürsorge für die Zurückgebliebenen, das sich in diesen zahlreichen Totengebräuchen offenbart. Denn daß auch die letztere nicht fehlt, lehrt die Sitte, daß die Anzeige vom Tode des Hausherrn sofort den Bienen, dem Vieh im Stalle, den Haustieren, ja der ganzen Wirtschaft zu erstatten ist. Und wiederum spricht aus diesem alten Brauch, der sich bei allen germanischen Stämmen findet, ein tief gemütvoller Zug, der durch die deutsche Häuslichkeit weht, der die beseelten Tiere und die beseelt gedachten Dinge wie an den Freuden, so auch an den Leiden der Familie teilnehmen läßt. In Thüringen z. B. geht nach dem Tode des Hausherrn das nächste Familienglied zu jedem Tier im Stalle und ruft ihm zu: „Laß es dir melden, dein Herr ist zu dieser Stunde gestorben", und in Westfalen tritt man zu den einzelnen Bienenstöcken, wenn der Bienenvater gestorben ist, und sagt: „Imme, dein Herr ist tot; verlaß mich nicht in meiner Not." In anderen Gegenden wird sogar den Bäumen, dem Getreide und allen Sämereien die Trauerbotschaft überbracht.

Hat man dem Toten die Augen zugedrückt, so legt man ihn in den Dörfern alsbald auf das Stroh. Wie in altgermanischer Zeit halten an verschiedenen Orten Freunde und Verwandte Totenwacht, solange der Verstorbene nicht der Erde übergeben ist. Wenn er dann zu seiner letzten Fahrt angekleidet werden soll, dann wird bei den Siebenbürger Sachsen das Hochzeitshemd oder bei Kindern das Patenhemd hervorgesucht und angezogen, da es nur zu diesem Gange aufbewahrt worden ist. In den Sarg selbst werden dem Toten noch häufig Gegenstände gelegt, die er im Leben besonders gern gehabt oder gebraucht hat, damit er sie auch fernerhin besitze. Diese Mitgaben gehörten in früherer Zeit zu den Totenpflichten („Totenanteil"). Alten, teilnahmevollen Sinn zeigt unser Volk auch noch vielfach beim Begräbnis. So wird der Sarg des Kindes von den Paten, der der Jungfrau von Jungfrauen, der des Mannes von den Nachbarn getragen. Diese nachbarliche Hilfe beim Begräbnis, die uralt ist, hat auch dort nicht aufgehoben werden können, wo Katholizismus und Luthertum die Gemeinde zerrissen haben: die Bande der Nachbar- und Freundschaft stehen dem Deutschen über dem im Laufe der Zeit entstandenen und oft an Äußerlichkeiten hängenden Bekenntnis.

An das Begräbnis, oft aber nicht unmittelbar, sondern erst dreißig Tage nach dem Ableben des Verstorbenen, schließt sich in allen Gegenden Deutschlands der Leichenschmaus an. Es ist die letzte Ehre, die dem Toten erwiesen wird, und in verschiedenen Orten pflegt man sogar einen Platz für den Toten frei zu lassen und Speisen darauf zu stellen. An diesem Leichenessen hält man fest, so viele Verordnungen auch in vergangenen Jahrhunderten dagegen erlassen worden sind. Selbst in Niederösterreich, wo das Landvolk alles äußere Gepränge beim Begräbnis meidet, wo kein Kranz Sarg und Grab schmückt, wo nur ein einfaches Kreuz aus Holz den Namen des Toten nennt, selbst da hängt man treu an dieser althergebrachten Sitte. Die Funde in altgermanischen Grabstätten zeigen, daß die Sitte schon in heidnischer Zeit allgemein verbreitet war, und die Erzählungen unserer nordischen Stammesbrüder geben Zeugnis, daß man, wie heute, schon damals den Leichenschmaus zu Ehren des Toten hielt, und daß dieser desto mehr geehrt wurde, je mehr man dabei aß und trank. Noch im späteren Mittelalter verwarfen Quedlinburger Mönche diesen alten Glauben durchaus nicht, ja in der bayrischen Oberpfalz huldigte man selbst im 19. Jahrhundert noch dem Grundsatz: je mehr bei dem Leichenmahl getrunken wird, desto besser ist's; es kommt dem Toten zugute.

Ein ganz eigentümlicher Brauch, der sich nur als ein Auswuchs der Sitte des Leichenschmauses und altdeutscher Trinklust erklärt, ist in fast ganz Mittel- und Norddeutschland, vor allem auf altsächsischem und friesischem Gebiete, verbreitet: man kehrt hier auf dem Heimwege vom Grabe im nächsten Wirtshaus ein, um „das Fell oder die Haut oder den Bast zu versaufen". Dieser Ausdruck wurzelt im Wirtschaftsleben. Wenn der Gemeindestier getötet war, pflegten die Genossen gemeinsam den Erlös des Felles zu vertrinken. Und doch steckt auch hinter diesem scheinbar rohen Ausdruck ein gemütvoller Zug: auch dieser Trunk gilt dem Gedächtnis des Toten wie das Minnetrinken in Oberdeutschland.

Es sei endlich noch auf zwei Dinge hingewiesen, aus denen die Tiefe des deutschen Gemütes spricht: auf die Leichen- oder Rebretter und auf den Schmuck und die sorgfältige Pflege der Gräber (Taf. 1, Abb. 3, 4). In dem größten Teile Oberdeutschlands, namentlich im Gebiete des Böhmisch-Bayrischen Waldes, ist es Sitte, daß man das Brett, auf dem der Tote gelegen hat, nach der Beerdigung am Kreuzwege oder am Kruzifix oder an der Kirchenmauer aufpflanzt; das sind die Re- d. h. Totenbretter. Sie enthalten Namen, Geburts- und Todestag des

Verstorbenen, hier und da auch einen Spruch, der die Vergänglichkeit alles Irdischen lehrt: man kann sie die Bauta- und Runensteine (vgl. S. 11) des Südens nennen, Zeichen treuen Gedenkens der Hinterbliebenen. Und dieselbe Treue und Liebe, die über den Tod hinausgeht, zeigt sich auch in der Pflege der Gräber. Bei keinem Volke der Erde wird so viel still und einsam hinausgewandelt nach dem Gottesacker wie bei den Deutschen, bei keinem Volke gleichen die Gräber so sehr einem sich fortwährend erneuernden Blumengarten wie bei unserem. Unsere Kirchhöfe sind das schönste Zeugnis einer Liebe, die keine Erwartung einer Vergeltung nährt, einer Treue, die der Wandel der Zeiten nicht berührt, einer Dankbarkeit, der nur das Grab selbst ein Ziel setzt.

3. Der Deutsche im Alltagsleben und an den großen und kleinen Festtagen.

„Tages Arbeit, abends Gäste, Saure Wochen, frohe Feste.“ In diesen Worten hat Goethe trefflich das Trachten und Streben des deutschen Mannes zum Ausdruck gebracht. Deutschland ist kein Land, dessen Boden von selbst seine Früchte gibt, es ist ein Land, das zu steter Arbeit auffordert, in vielen Gauen zur Arbeit, bei der täglich, ja fast stündlich das Leben des einzelnen auf dem Spiele steht. Nur wenige Striche gibt es, wo der Mensch in behaglicher Ruhe seiner Beschäftigung nachgehen kann; in vielen Gegenden lebt er für sein Dasein in stetem Kampfe mit der Natur: im Norden ist das Meer, sind die flachen Ufer der Ströme seine schlimmsten Gegner, auf den Höhen des Mittelgebirges ringt er unter den größten Anstrengungen dem Boden die kärgliche Nahrung ab oder holt aus der Tiefe die Schätze der Erde, in den Alpenländern vermag er sich nur mit Aufbietung aller Kräfte gegen die dämonischen Gewalten der Berge zu schützen.

So ist das deutsche Volk ein Volk der Arbeit geworden, und überall im Auslande sind deutsche Arbeiter gesucht und werden gern aufgenommen. Ganz besonders rühmt man ihre mit Umsicht gepaarte Ausdauer, die nicht gedankenlos den gegebenen Auftrag ausführt, sondern selbsttätig mit eingreift. Zu solcher Arbeit wird das Kind von früher Jugend an erzogen, gewissenhaft achten die Eltern darauf, daß Langeweile und zerstörendes Nichtstun den Kindern fern bleibt. „Langeweile ist unser größter Feind und eine nützliche Arbeit unsere dauerhafteste Freundin“, ruft der westfälische Landmann seinem zukünftigen Schwiegersohne zu, und wie jubelte Jeremias Gotthelf, als er nach

langem Umherirren endlich wieder eine dauernde Beschäftigung gefunden hatte. Dazu besitzt der Deutsche ein seltenes Anpassungsvermögen. Er versteht es, sich schnell auf neuem Arbeitsgebiete einzuleben, wodurch in schweren Zeiten ein wirtschaftlicher Druck erleichtert wird.

Jederzeit hat sich auch der Deutsche in gerechtem Selbstbewußtsein seiner Arbeit gerühmt, und Faulenzer sind immer die Zielscheibe seines Spottes gewesen. Wenn es gemeinsam an die Arbeit geht, so zeigt sich ein eifriges Streben, daß man bei ihr der Erste sei. In aller Frühe sucht der norddeutsche Mäher seinen Genossen bei der Arbeit vorauszueilen, um den ersten Schnitt zu tun und somit der Vormäher zu werden. Bleibt einer bei der Arbeit zurück, so folgt ihm Spott und Hohn. Wer die letzten Halme schneidet oder bindet, wird das ganze Jahr hindurch faul genannt. In vielen Gegenden Norddeutschlands wird der letzte Mäher fast ganz in Kornhalme gehüllt und dann auf dem Feld umhergetragen, wobei ihm von den Harkenstielen der Mädchen arg mitgespielt wird. In den Weingegenden werden von den Arbeitern dem trägsten, der die meisten Trauben hat hängen lassen, soviel Schläge verabreicht, als noch Trauben an den Stöcken sind. Dabei singt die arbeitsfrohe Schar: „Da steht der Traubendieb, ein jeder geb' ihm einen Hieb.“ Die Holzknechte des Bayrischen Waldes drängen sich um die schwierigste Arbeit, und ein jeder sucht bei der gefährlichen Aufgabe der Holztrift das seinige zu tun. Und dieser Arbeitseifer ist hineingetragen von dem offenen Lande in die Mauern der Städte, in die Werkstätten der Handwerker, selbst in die poesielosen Räume der Fabriken und Schützengräben.

Auch beim weiblichen Geschlechte läßt sich dieser Eifer allerorten beobachten. Die Hauptbeschäftigung der deutschen Mädchen und Frauen war in früherer Zeit das Spinnen. In den Spinnstuben, wo man zu gemeinsamer Arbeit zusammenkam (vgl. S. 20), entwickelte sich ein edler Wettstreit. Wer seine Spule nicht abgesponnen hatte, durfte auch nicht an den Scherzen des jungen Volkes teilnehmen, während in vielen Gegenden die fleißigen Spinnerinnen belohnt wurden. Trefflich läßt die Volksphantasie jenes mythische Wesen, das sie bald Frau Holle, bald Perchta, bald Werre und ähnlich nennt, die Arbeit der Spinnerinnen beobachten: wer von ihnen zu bestimmter Zeit die Spulen nicht abgesponnen hat, die bestraft sie und besudelt ihren Rocken. Auf ganz ähnliche Weise erscheint der norddeutsche Bauer nach seinem Tode den faulen Knechten und treibt sie durch eine Ohrfeige zur Arbeit an.

So lebt in der Seele des deutschen Volkes der Drang zur Arbeit, die Freude an der Arbeit, aber beide sind nicht nur hervorgegangen aus der Nötigung durch die Natur des heimischen Landes, sondern auch geweckt und gestärkt worden durch die deutsche Lebens- und Willenskraft, die nach Betätigung strebt. Und diese Arbeit wird vom Lied begleitet, das um so häufiger begegnet, je weiter man von Norden nach Süden kommt. Wenn der Hirt sein Vieh auf die Weide treibt, wenn die Schnitter ausziehen und heimkehren, wenn der Holzknecht die Axt an den Baum legt, wenn der Jäger an steilen Abhängen die Spur der Gemse verfolgt, wenn der Schiffer die Segel hißt oder den Kahn den Fluß hinaufzieht, dann singt der eine wie der andere sein Lied. Auch in der Spinnstube und am Klöppelsack hört man die Weisen der jungen Mädchen. Es ist noch nicht so lange her, daß jeder Handwerker bei seiner Arbeit seinen Sang kannte, ohne den der Hände Werk nicht recht vonstatten gehen wollte. Gesang und Arbeit sind bei unserem Volke seit uralter Zeit Hand in Hand gegangen, denn die Seele war froh bei der Arbeit, und ein fröhliches Gemüt mußte der inneren Stimmung Ausdruck verleihen. Daß dies Lied bei der Beschäftigung unseres Volkes immer mehr schwindet, erhöht seine Arbeitsfreude wahrlich nicht. Wo es noch herrscht, da lebt auch noch die alte Heiterkeit und Zufriedenheit, wo es dagegen vergessen ist, da ziehen Unzufriedenheit und Unlust am Leben ein, Stimmungen, die nicht im Wesen des deutschen Volkes liegen.

„Nach getaner Arbeit ist gut ruhn", sagt ein altes Sprichwort, aber wo ruht es sich besser aus als am heimischen Herde, bei Weib und Kind? Die volle Tiefe seines Gemütes offenbart der Deutsche nirgends schöner als in seinem Heim, im Kreise der Seinen, wo er sich geben kann, wie er ist, wo er seiner Liebe denen gegenüber Ausdruck verleihen kann, für die er im Kampfe des Daseins wirkt und schafft, die ihm oft höher stehen als das eigene Leben. Ein geregeltes Familienleben ist dem Deutschen ein Bedürfnis; daher bietet er, sobald er herangewachsen ist, alles auf, um sich ein solches zu erringen. Sein Heim ist der Stolz des Deutschen, seine Ehre. Diese Liebe zum Heim und zur Familie bezeichnet am besten der lakonische Ausdruck der Vogtländer: „Derham is derham", den wir auch andernorts vielfach finden. Am häuslichen Herd ruht der Mann nach des Tages Arbeit aus, hier widmet er sich am Abend den Kindern, hier gibt er sich am Sonntag behaglicher Untätigkeit hin, hier feiert er in Zufriedenheit und Glück die großen und kleinen Feste der einzelnen Familienglieder, der ganzen Familie. Dies Glück im engsten

Kreise entspricht durchaus dem Wesen des Deutschen. Hat er seinen Herd, seine Familie, so kümmert sich der schlichte Mann um niemand weiter in der Welt. Er fühlt sich auch am wohlsten, wenn sich in seiner Nachbarschaft niemand ansiedelt. Solchen Zug nach Vereinzelung erwähnt bereits Tacitus. Noch heute ist er dem deutschen Bauer in vielen Gegenden eigen. Schon die Anlage seines Gehöftes zeigt dies (vgl. Taf. 2, Abb. 4). In einem großen Teile Nord- und Westdeutschlands, besonders in Westfalen, aber auch in Mittel- und Oberdeutschland, findet man die Einzelhöfe oder Einödhöfe, wie sie der Bauer nennt, d. h. Gehöfte, die mitten in der Feldmark ihres Besitzers und fern von anderen menschlichen Wohnstätten liegen. Das ist dieselbe Art der Ansiedelung, die wir in fast ganz Skandinavien antreffen, und die das Selbstbewußtsein, den trotzigen Sinn eines großen Teiles unserer ländlichen Bevölkerung großgezogen hat. Auf seinem Gehöft schaltet und waltet der Besitzer, der Hofbauer, frei und ungebunden wie ein Fürst. Seiner Umgebung, den Kindern und dem Gesinde, ist er „der Bauer" schlechthin und läßt sich von ihr nie anders anreden. Dieselbe Achtung, die er in seiner Jugend vor seinem Vater, dem „alten Bauer", gehabt hat, verlangt er für sich. Er kennt keinen Widerspruch und duldet ihn nicht, wenn er sich in seiner Umgebung regen sollte. Neuerungen ist er abhold: die Vorfahren haben sich unter solchen Verhältnissen auf ihrem Gehöft wohlgefühlt, was sind da neue Sitten, neue Gebräuche nötig? So hängt der Hofbauer mit eisernen Banden bis zur Starrköpfigkeit am Alten, und diesen konservativen Sinn überträgt er auf alle Gebiete des wirtschaftlichen, sozialen, politischen, religiösen Lebens. Selbst in die Fremde hat man dieses echt germanische Wesen aus der Heimat mitgenommen: bis auf den heutigen Tag haben es die niederdeutschen Buren in Südafrika rein zu erhalten gewußt und opfern eher Gut und Leben als ihre Freiheit und ihren Stammescharakter.

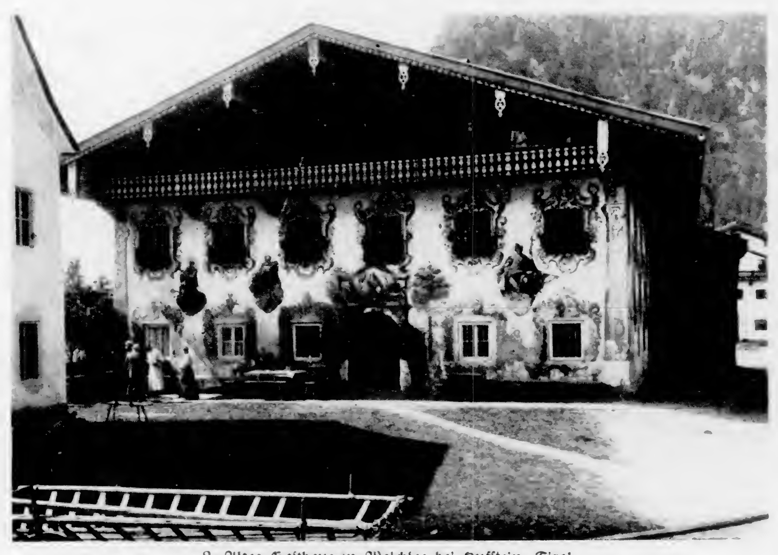
Aber nicht nur bei dem Hofbauer, sondern auch bei dem Dorfbauer zeigt sich das Streben, am Alten festzuhalten und Neuerungen den Zugang zu wehren. Neben dem Einzelhofe finden wir schon in alter Zeit das Dorf, besonders das Haufen- oder Sippendorf. Die Sippschaft hat sich zu gemeinsamer Besiedelung ein Stück Land ausgesucht und bebaut es gemeinsam, indem jedem Gliede sein Anteil zugeschrieben wird. Hierdurch wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das bereits durch die Verwandtschaft vorhanden ist, immer wach erhalten und gestärkt. Fühlt man sich so, von regem genossenschaftlichen Sinne geleitet,

auf der einen Seite untereinander verbunden, so hält man andere Gemeinden für fremde Körperschaften, wenn diese auch gleiche Sitten, gleiche Gesetze, gleiche Sprache haben. Hieraus entspringt einerseits die große Hilfsbereitschaft, mit der die gesamte Gemeinde ihren Mitgliedern in Freud' und Leid zur Seite steht, anderseits aber auch der deutsche Sondergeist, durch den Nachbargemeinden sich nicht selten in grimmiger Feindschaft gegenübertreten. Diese Züge deutschen Wesens finden wir dann bei der städtischen Bevölkerung wieder: auch hier fühlt sich die Gemeinde als Ganzes; man hilft dem Mitbürger, wenn Feuersbrunst sein Eigentum vernichtet, wenn schwere Krankheit ihn unfähig zum Erwerb macht, wenn er den Eid zu leisten hat, kurz, in allen Lagen des Lebens. Auf die Nachbarstadt jedoch schaut man von oben herab und bespöttelt das Tun und Treiben ihrer Bürger, wo sich nur Gelegenheit dazu bietet. Hieraus erklären sich die zahlreichen Ortsanekdoten und Krähwinkelsagen, die wir in vielen Gegenden Deutschlands antreffen: sie haben fast durchweg ihren Ursprung in einer Stadt, die der verhöhnten benachbart ist. Und was von Gemeinden und Städten gilt, finden wir endlich auch bei den Staaten wieder. Welche Früchte hier der deutsche Sondergeist getragen hat, ist bekannt: auch die Einigung Deutschlands hat ihn nicht auszurotten vermocht, und erst der große Krieg hat um alle deutschen Stämme ein festeres Band geflochten.

Seine **Häuslichkeit** verlangt der Deutsche einfach, aber reinlich und behaglich. Schon äußerlich muß das Wohnhaus einen einladenden Eindruck machen. Die glatten, leblosen Mauern, die einförmigen Ziegeldächer, die wir heute so oft in den Städten und in Dörfern antreffen, sind dem deutschen Wesen zuwider. In Fachwerk zu bauen, ist deutsche Art. Bereits Tacitus hebt dies ausdrücklich hervor, und wo heute noch der alte Sinn für ein behagliches Heim waltet, da sehen wir auch die dunkeln Balken die Eintönigkeit der übertünchten Mauern durchbrechen, mögen wir in Nord-, Mittel- oder Süddeutschland weilen (Taf. 2, Abb. 1, 3). Mancherlei Schmuck ziert das Haus. Die farbigen Wände, deren Tacitus gedenkt, erblicken wir noch heute in verschiedenen Gegenden Nieder- und Oberdeutschlands (Taf. 2, Abb. 2). Am niedersächsischen Bauernhause springen die Pferdeköpfe am Dachfirst (vgl. S. 13) und die Donnerbesen an den Giebelwänden in die Augen, in Mitteldeutschland finden wir an vielen Orten das Vorgärtchen mit seiner Laube, seinen bunten Blumenbeeten und Stachel- und Johannisbeersträuchern, in Oberdeutschland die malerischen Galerien und Altane, die, durch das Dach



1. Laubenhaus in Hagenau, Kreis Mohrungen.
Nach Photographie. (Vgl. Text, S. 38.)



2. Altes Gasthaus in Walchsee bei Kufstein, Tirol.
Nach Photographie von Betty Reithner, München. (Vgl. Text, S. 38.)



3. Ein Fachbauwerk in Schotten, Oberhessen.
Nach Photographie von Wilh. Engel, Schotten. (Vgl. Text, S. 38.)



4. Mecklenburgischer Gutshof in Fulgen bei Brunshaupten.
Nach Photographie von G. Nagel, Breslau. (Vgl. Text, S. 37.)

vor Regen geschützt, die Wände schmücken. Oft erhebt sich ferner vor dem Eingange des Hauses eine mächtige Linde, deren Gezweig die Bänke beschattet, auf denen man sich in den Abendstunden und an Feiertagen erholt. Zu dem äußeren Schmuck der Häuser gehören auch die Inschriften, die wir in allen Gegenden Deutschlands finden, und die ein sprechendes Zeugnis für deutsches Gottvertrauen, deutsche Innerlichkeit, deutsche Lebensauffassung sind. Da liest man an vielen Häusern:

„Gott beschütze dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus."

oder am Giebel manches sächsischen Hauses in Siebenbürgen:

„Einst seh' ich an der Laufbahn Ende
Auf meine Tage fröhlich hin
Und sage: ‚Herr, durch deine Hände
Empfing ich, was ich hab' und bin.
Hier ist mein Tagewerk! Nicht mein,
Dein ist der Ruhm, die Ehre dein!'"

Auch schlichte Lebensweisheit künden die Sprüche. Besonders häufig wendet sich der Hausspruch gegen die Krittelsucht unfreundlicher Nachbarn; es heißt da unter anderem:

„Ich kehr' mich nichts daran,
Ich lass' die Leute klügeln:
Wer kann denn jedermann
Das lose Maul verriegeln?"

Bei der Ausschmückung des Hauses im Inneren waltet derselbe Geist. Auch hier verlangt der Deutsche Schmuck und Zier, damit Auge und Herz zugleich erfreut werden. In den niedersächsischen Bauernhäusern, wo der Herd der Mittelpunkt des Familienlebens ist, schmücken diesen zinnerne Schüsseln, Teller und Kannen, und an seinem oberen Rande sind häufig fromme Sprüche angebracht. In Mittel- und Oberdeutschland sind besonders das Wohngemach und die Gaststube oder sogenannte gute Stube mit Zierat versehen. Mag der Erwerb noch so klein sein, auch der geringste Arbeiter hat den Drang, sein Gemüt an der Betrachtung des Schönen zu erheben. So schmücken Kränze und Bilder die Wände seines Zimmers, gemalte Teller und Schüsseln oder bunte Gefäße den Sims des alten Kachelofens, Blumenstöcke oder Blumensträuße das Fenster. Wohl ist der Geschmack des einfachen Mannes bei der Auswahl seines Hausschmuckes oft eigentümlicher Art, er liebt das Glänzende, bunte und grelle Farben, aber gerade darin zeigt sich der kindliche Sinn des Volkes: wie das Kind, das noch nicht Unterschiede zu machen und zu vergleichen gelernt hat, greift es zu dem, was am meisten in die Augen fällt.

In den Wohnungen der meisten Gegenden Deutschlands herrscht

ferner die größte Sauberkeit. Die Sauberkeit, die der Deutsche schon nach Cäsars und Tacitus' Zeugnis seinem Körper schuldig zu sein glaubte (vgl. S. 7), übertrug er auch auf die Häuslichkeit. Es ist deutsche Sitte, am Morgen alles im Hause zu fegen und zu kehren. Am Sonnabend aber, und besonders vor Festtagen, muß alles gescheuert und geputzt werden, damit auch das Heim ein sonntägliches und feiertägliches Gewand erhalte.

Die Erholung des Familienvaters am häuslichen Herde nach des Tages Arbeit ist mannigfaltig, aber bei allem, was er hier tut, gibt er sich frei und offen den Eindrücken des Augenblickes hin, genießt das Gebotene in freudiger Stimmung, denkt aber auch immer in frommer Dankbarkeit an seinen Gott. In den meisten Gegenden versammelt sich auch heute noch die Familie morgens und abends zu gemeinsamer Andacht, und keine Mahlzeit wird eingenommen, wenn nicht zuvor das Tischgebet gesprochen ist. Der Sonntagvormittag ist für den Besuch des Gotteshauses bestimmt. Dieser Zug echter Religiosität findet sich im protestantischen Norden geradeso wie im katholischen Süden. Keine Entfernung, kein Wetter kann die erwachsenen Glieder der Familie abhalten, gemeinsam zur Kirche zu wallen, und die Kinder schließen sich meist an. Die Heilighaltung des Sonntags durch den Kirchenbesuch wurzelt tief in unserem Volke. Man hält es noch in vielen Gegenden geradezu für Sünde, wenn nicht wenigstens ein Glied der Familie zum Gottesdienste geht, falls die anderen durch Krankheit oder zwingende Umstände abgehalten sind. „Bete mit für mich!" ruft man dem Fortgehenden zu. Im engsten Zusammenhange hiermit steht die Tatsache, daß die meisten Gemeinden ihr Gotteshaus haben, zu dem auch der Ärmste freudig beigesteuert hat. Die vielen, zum Teil recht schmucken Kirchen, die man vor allem in Oberdeutschland findet, zeugen für die Opferwilligkeit des Volkes und seinen religiösen Sinn. Aus diesem entspringt auch die Achtung, die man vor dem Geistlichen hat, der nicht nur als Berater in seelischen Angelegenheiten, sondern auch in weltlichen Dingen angegangen wird. Bei den Siebenbürger Sachsen wird daher der Pfarrer „Herr Vater", seine Gattin „Frau Mutter" angeredet. Auch noch in anderer Weise zeigt sich der religiöse Sinn unseres Volkes. Im protestantischen Norden findet sich fast in jedem Hause die Bibel, aus der der Hausvater am Sonntage vorzulesen pflegt. In vielen Gegenden, besonders Mitteldeutschlands, erhält das Brautpaar bei der Trauung vom Geistlichen eine Bibel oder ein Gesangbuch,

das ebenfalls in keinem Hause fehlt. „Wo keine Bibel ist im Haus, Da sieht es öd' und traurig aus", beginnt ein altes volkstümliches Lied.

Zu diesen beiden Büchern gesellen sich Erbauungsbücher, im katholischen Süden Heiligenlegenden, die ihren Platz unter dem Kruzifix haben, wie es stets in einer Ecke des Hauses angebracht ist. In der Kapelle der Heiligen legt man Votivgaben nieder, um dadurch Befreiung von diesem oder jenem Leiden zu erbitten. Trotz dieses religiösen Sinnes hört man den Deutschen nur selten über die Religion sprechen. Was bei ihm Herzenssache ist, hat er nicht auf der Zunge. Ja nicht einmal mit Religionslästerern läßt er sich in einen Streit der Ansichten ein; ihnen gegenüber kennt er nur Verachtung.

Der Sonntagnachmittag wird geradeso wie der Feierabend bald der Familie, bald der Geselligkeit gewidmet. Jenes überwiegt in Nord- und Westdeutschland, dieses in Oberdeutschland. Während der Städter am Sonntag mit den Seinen hinaus in die freie Natur zu gehen pflegt oder sich in seinem Garten die Zeit vertreibt, setzt sich der Landmann auf die Bank am Hause. Um ihn herum sitzen oder spielen die Kinder, denen er gute Lehren gibt oder Geschichten und Märchen erzählt, wie er sie selbst in seiner Jugend vernommen hat. Diese Freude am Erzählen und Zuhören, die schon den alten Germanen die Stunden der Erholung gekürzt hat, ist noch heute in unserem Volk nicht erstorben. Neben den Märchen und Ortssagen, die der Vater oder die Mutter erzählt, wird nicht selten auch von geschichtlichen Ereignissen berichtet, zumal wenn der Vater selbst mit an den großen Kämpfen unseres Vaterlandes teilgenommen hat. In solchen Feierstunden macht sich auch die Neigung zu Musik und Gesang geltend. Wir finden sie in Süd- und Mitteldeutschland ungleich mehr ausgeprägt als in Norddeutschland. Wer nur irgend kann, läßt dort seinem musikalischen Drange freien Lauf. In den Alpen wie auf den Höhen des deutschen Mittelgebirges hört man dann frischen Gesang und nicht selten auch das Spiel der Zither, der Flöte, der Ziehharmonika. Diese Freude an Lied und Musik, der des Gemütes Fröhlichkeit erhöht, hat die Bewohner des Erzgebirges, des Thüringer Waldes, des Harzes und anderer Gegenden zu Vogelstellern gemacht: nur selten gibt es hier ein Haus, aus dem uns nicht die Stimme eines gefangenen Waldsängers entgegenschlägt.

Zu den Erholungen an den Feierabenden und an den Sonntagen gehört auch das Wirtshausleben. Während sich die jungen Leute bei Tanz, Gesang und Gesellschaftsspielen die Zeit vertreiben, suchen

die älteren Männer die Wirtsstube auf, wo getrunken und gespielt wird. Bei keinem Volke ist der Hang zu gemeinsamem Trunk so ausgeprägt wie bei dem deutschen. Nicht nur die Feste sind es, die zu Zusammenkünften Veranlassung geben, sondern auch die Ruhestunden am Abend, am Sonntag. Wohl nur ganz wenig Dörfer in Deutschland gibt es, wo sich nicht ein Wirtshaus oder ein Krug befindet. Was einst Tacitus über die Zechlust der alten Germanen geäußert hat, gilt auch heute noch von der ihrer Nachkommen. Und daß es im Mittelalter nicht anders gewesen ist, bezeugen die Strafpredigten der Geistlichen und die vielen Erlasse gegen die Trunksucht. Wollten doch im Elsaß, dessen Bewohner wie in anderen Dingen so auch in der Zechlust sich jederzeit als echt germanischen Stamm gezeigt haben, die Bauern trotz aller gesetzlichen Bestimmungen keinen unter sich dulden, der im Zechen ermüdete; ihre Losung war: „Sauf oder lauf.“ Und wie die Bauern, so trieben es auch die Bürger und der Adel. Die Trinkhornbruderschaft, die aus lauter Adligen bestand und ihre bacchanalen Versammlungen auf dem Schlosse Hoch-Barr bei Zabern im Unterelsaß hielt, gewährte nur dem Edelmanne Aufnahme, der ein großes Büffelhorn, das vier Liter besten Rebensaftes enthielt, auf einen Zug und stehenden Fußes bis zur Neige leeren konnte. So war es allerorten. „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben“, sagt Luther, „Welschland seinen, Frankreich seinen, unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein, muß Sauff heißen, daß er so durstig und hellig ist, das mit so großen Sauffen Weines und Bieres nicht kann gekühlt werden, und wird solcher ewiger Durst Deutschlands Plage bleiben, habe ich Sorge, bis an den Jüngsten Tag.“ Kein Stand konnte und kann sich dieses Erblasters enthalten. Mußte doch in früheren Zeiten wiederholt selbst gegen die Geistlichen vorgegangen werden, weil sie öfters trunken gefunden worden waren. Solches Zechen geschieht fast stets in Gesellschaft, und dieses gemeinsame Trinken ist es gewesen, woraus sich unser Wirtshausleben entwickelt hat; es war den Deutschen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sich kein Jenseits ohne dieses Zechen vorstellen konnten. In der nordischen Dichtung ist aus dieser Auffassung die Mythe von den Einherjern entstanden, die sich täglich am Kampf erfreuen, am Abend aber zu gemeinsamem Gelage vereinen, wobei die Walküren ihnen das Methorn reichen. Trinkbecher, die man in altdeutschen Gräbern gefunden hat, bezeugen, daß bei unseren Vorfahren ein ähnlicher Glaube bestand. Noch heute kennt man in fast ganz Niederdeutschland die Nobiskrüge, das sind Grenzwirtshäuser: sie sind

hervorgegangen aus dem Glauben des Volkes, daß die Seele des Abgeschiedenen noch einmal im Wirtshaus einkehre, bevor sie ins Jenseits gelange.

Keine Gelegenheit zu gemeinsamem Trunke wird vorübergelassen. Wie dem Deutschen die Familienfeste ohne Zechgelage undenkbar sind, ist bereits S. 23 ff. gezeigt worden. Aber auch bei vielen anderen Ereignissen ist ein solches in der Volksauffassung nötig: wenn gemeinsam beraten wird, wenn zwischen mehreren ein rechtliches Abkommen getroffen, wenn ein Prozeß zu Ende, eine gemeinsame Erbschaft angetreten ist, stets muß bei solchen Gelegenheiten ein Trunk das Wort oder die Handlung bekräftigen. Und hierin finden wir keinen Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen Stadt und Land, zwischen früherer und späterer Zeit. Von dem flachen Lande ist die Freude am Trinken mit in die Stadt gezogen und ist hier, wie die große Anzahl der Wirtshäuser zeigt, nicht verkümmert. In den Innungen und Zünften hat sie besonders geblüht: keine Morgensprache, d. h. gemeinsame Besprechung, war denkbar, zu der nicht ein Faß Bier aufgelegt wurde. Eine besondere Ausbildung hat ferner das Kneipleben unter unserer akademischen Jugend erlangt. Bei keinem Volke können wir ähnliche Zechgelage finden, wie sie unsere Studenten haben. Gesang und andere Bräuche, die sich daran knüpfen, gehen wie die Namen dieser Bräuche zum Teil auf die ältesten Zeiten zurück. Wie noch heute ein feierliches Gelage mit dem sogenannten „Anstich“ eröffnet wird, so lehrte einst die nordische Brynhildr den jungen Sigurd: „Den ersten Becher sollst du segnen“, und bei jedem größeren Feste wurde das erste Horn den Göttern geweiht. Auch sonst herrscht bei den Gelagen neben Frohsinn sittlicher Ernst. Wie heute noch bei ihnen lästerhafte Worte mit dem Ausschluß des Lästernden bestraft werden, so saß schon nach der altnordischen Fridthjofssaga bei König Angantyr ein Mann beim Gelage abseits von den anderen und mußte Wacht halten und ein Horn nach dem anderen leeren. In dem deutschen Zechgelage paart sich deutscher Frohsinn mit dem alten germanischen Erbfehler, der Trunksucht. Getrunken wird dabei meist Bier, das volkstümliche Getränk der Deutschen. Nur in den Weingegenden West- und Süddeutschlands überwiegt der Wein. Ganz besonders ist Bayern das Land des Bieres und des Zechens, weshalb man auch im Auslande, so in Dänemark, das in der Heimat nach deutscher Art gebraute Bier schlechthin „Bayrisch“ nennt.

Zu solch gemeinsamem Trunke vereinen sich nach getaner Arbeit die Dorfgenossen oder Gruppen von Stadtgenossen. Nicht selten hat jeder im

Wirtshaus einen bestimmten Tisch, den „Stammtisch“, ja oft einen bestimmten Platz, an dem er sitzt. Auch hieraus spricht der am Hergebrachten hängende Sinn unseres Volkes. Selbst die ältesten Leute zieht es zur bestimmten Stunde nach dem Wirtshause. Man kann beobachten, daß drei, vier oder mehr ältere Herren stundenlang zusammensitzen, oft ohne ein Wort zu sprechen; und doch gehen sie auch an einem solchen Abende befriedigt auseinander. In der Regel unterhält man sich über Personen oder Dinge, die öffentliche Angelegenheiten betreffen. Daneben liebt man es jetzt auch mehr als früher, zu politisieren. Je nach der Gemütsart der Teilnehmer verlaufen die Gespräche ruhig oder erregt. In letzterem Falle kommt es nicht selten zu Raufereien und Schlägereien. Ganz besonders berüchtigt sind in dieser Beziehung die Oberbayern, deren heftige Gemütsart häufig in Tätlichkeiten Ausdruck findet. In jüngster Zeit hat selbst das *Vereinsleben* seine Zufluchtsstätte im Wirtshause gefunden. Während man früher die Feste in der Natur feierte, Feste, an der die gesamte Gemeinde, jung und alt, Mann und Frau, teilnahm, halten jetzt die verschiedenen Vereine der Neuzeit, diese Erzeugnisse von Sonderbestrebungen, Freude an der Geselligkeit und Zechlust, als da sind Schützen-, Turn-, Militär-, Gesang- und andere Vereine, ihre Sitzungen und Stiftungsfeste im Wirtshause ab, wo sich ihre Mitglieder im Zechen und Sprechen üben und nach alter deutscher Weise auch den Gesang pflegen. Erst in jüngster Zeit hat man diesen Erbfehler als Krebsschaden des Volkes erkannt und sucht ihm nach Kräften entgegenzuarbeiten. Geschieht dies auch hier und da mit Erfolg, auszurotten wird er schwerlich sein.

Neben der Freude am Trinken hat sich auch noch das andere Erblaster unserer Vorfahren bis auf den heutigen Tag in alter Frische erhalten: die *Spielsucht*. Würfel- und Kartenspiele, also Beschäftigungen, bei denen mehr oder weniger der blinde Zufall herrscht, vertreiben noch vielen Tausenden in Deutschland die Zeit. Im Mittelalter und in den späteren Jahrhunderten gehörte „ein Würfel und ein Karten“ zum Handwerkszeuge der deutschen Landsknechte, und auch heute finden sich wenige Familien, zumal auf dem Lande, die nicht im Besitze eines Kartenspieles sind. Das Würfelspiel ist wohl etwas zurückgetreten, um so mehr hat aber das Kartenspiel, zumal in Mitteldeutschland, wo Altenburg, die Heimat des Skates, liegt, an Gebiet gewonnen. Unter den Spielen, die Kraft und Gewandtheit erfordern, muß das Kegelspiel als ausgesprochen deutsch genannt werden: auch bei ihm zeigt sich nicht selten

die altdeutsche Leidenschaft des Spielens. Im Gebiet des Böhmisch-Bayrischen Waldes z. B. sind oft die Burschen vom Sonnabend Abend bis Montag früh mit ihm beschäftigt.

Kehren wir vom Wirtshause zur Familie zurück! Neben den Kindern gehören zu dieser die Dienstboten, das *Gesinde*. Es ist bereits S. 4 hervorgehoben worden, daß der Germane einen Sklavenstand in der römischen Auffassung des Wortes nicht gekannt hat. Wohl hatte auch er Unfreie, die ihm dienten und seinem Willen gefügig waren. Allein er war ihnen gegenüber jederzeit menschenfreundlich, und wie ihm selbst die persönliche Freiheit über alles ging, so ließ er diese auch seinen Untergebenen. Als dann die christliche Lehre von der menschlichen Behandlung der Dienstleute zu dem germanischen Stamme kam, deckte sie sich ganz mit seinen Grundanschauungen und fand deshalb widerstandslos Aufnahme. So entwickelte sich das schöne Verhältnis zwischen Dienstherrn und Dienstboten, wie es sich noch heute bei fast allen germanischen Stämmen zeigt, wie es in den Städten in dem Verhältnisse zwischen Meister und Gesellen seinen Widerhall gefunden hat. Der Dienstbote ist kein Fremdling im Hause. Schon der Empfang ist nicht kalt oder gar verletzend. In vielen Orten West- und Mitteldeutschlands wird der Dienstbote von seinem neuen Herrn abgeholt, in altsächsischem Gebiete wird die Magd am Herde feierlichst empfangen, fast überall werden die Dienstleute in freundlicher Weise in ihr neues Amt eingeführt. Der Hausherr hat für ihr körperliches wie für ihr seelisches Wohl zu sorgen, und er kommt dieser Pflicht meist mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit nach. Keine Morgen- oder Abendandacht, kein Tischgebet wird ohne die Dienstleute gesprochen. Am Sonntag müssen sie wie die Herrschaft ins Gotteshaus gehen. Auf moralische Fehler oder Vergehen macht sie der Bauer oder der Wirt, Baas, Meister aufmerksam und weist sie auf den Weg des Rechten: das hohe sittliche Pflichtgefühl des Deutschen steht hier im Dienste des Mitgefühls für den irrenden Nächsten. Die Mahlzeiten werden noch hier und da von der Herrschaft und den Dienstleuten gemeinsam eingenommen; in althergebrachter Rangfolge sitzt dann die ganze Familie vom Hausherrn bis zum Tagelöhner und Stallburschen an *einem* Tisch. Auch für die Erholung, für die Zukunft der Leute sorgen Hausvater und Hausmutter. An bestimmten Tagen, an den Jahrmärkten, dem Kirchweihfeste, den Feiertagen, besonders von Weihnachten bis Neujahr, sind die Dienstboten ihre eigenen Herren. In der Regel erhalten sie an diesen Tagen

auch noch Geschenke, aber keinen eitlen Tand, sondern Gegenstände, die zur Gründung des eigenen späteren Haushaltes notwendig sind, so vor allem Wäsche; denn anders läßt es der praktische Sinn des Deutschen nicht zu. Auf der anderen Seite sind aber auch die Dienstleute nicht teilnahmlos gegen das, was die Herrschaft betrifft. Sie zeigen in jeder Beziehung Anhänglichkeit, Treue und Ergebenheit, sind nicht selten dem Herrn Ratgeber, nehmen an allen Freuden und Leiden, an allen Besorgnissen und Hoffnungen der Familie regen Anteil und sind jederzeit bereit, den Willen ihres Herrn zu erfüllen. Wenn heute vielfach über die Dienstleute, namentlich in den Städten, geklagt wird, so liegt die Schuld auf beiden Seiten: der Herrschaft sind leider nur zu oft der Gerechtigkeitssinn und ein Herz für die Mitmenschen abhanden gekommen, den Dienstboten aber die alte Ehrfurcht und Treue, die zu den Grundtugenden des deutschen Volkes gehören. Schlechte Dienstleute hat es natürlich jederzeit neben harten Herrschaften gegeben, nur daß früher beide die Ausnahme gewesen sind, und die Ausnahme bestätigt auch hier nur die Regel.

Der Gerechtigkeitssinn des Deutschen, verbunden mit reiner Herzenseinfalt und innigem Mitleid, offenbart sich aber nicht nur in dem Verhältnis des Herrn zum Knecht, sondern auch im Verhältnisse der einzelnen Mitglieder der Gemeinde zueinander. Man schließt sich zusammen, man bildet die Nachbarschaft. Offen und ehrlich kommt man dem Nachbar entgegen und verlangt von ihm ein Gleiches. In einzelnen Gegenden, wie z. B. in Tirol und da und dort in Norddeutschland, wird noch heute weder Tür noch Tor am Abend verschlossen. Bei der Verteilung des gemeinsamen Wiesenlandes oder Waldes, die sich im Norden Deutschlands bis zur Gegenwart erhalten hat, sieht man streng auf gerechte Behandlung des einzelnen: nach altgermanischer Weise schneiden die zur Teilung Berechtigten auf Holzstäbchen ihre Hausmarke ein; diese Holzstäbchen werden dann im Dorfkruge in einen Hut geworfen und von dem Ältesten einzeln herausgenommen. Wessen Los zuerst gezogen wird, erhält Anteil 1 usw. Die Gemeindemitglieder sorgen auch gemeinsam dafür, daß jedem sein Eigentum bleibt. Maßt sich einer fremdes Besitztum an, oder übervorteilt er auf andere Weise seine Nachbarn, so empört sich das Rechtsgefühl wie der genossenschaftliche Sinn des Volkes gegen ein solches Gebaren. Hieraus erklären sich die Volksgerichte, die wir im Mittelalter allgemein in Deutschland verbreitet finden, und die noch heute im bayrischen Haberfeldtreiben

fortleben. Auf der anderen Seite unterstützt man nach Kräften die Mitglieder der Gemeinde, die durch unverschuldete Verhältnisse in Not geraten sind. Nach einer Feuersbrunst trägt jeder dazu bei, das Haus des Abgebrannten wieder aufzubauen; bei Krankheiten helfen die Nachbarn das Feld bestellen; bei Vernichtung der Saaten unterstützen sie sich durch Vorschießen von Aussaatgetreide u. dgl. Wer unrecht tut oder geizig ist, wird von den anderen verachtet; nach dem Glauben des Volkes findet weder der eine noch der andere im Grabe Ruhe, und der Deutsche, der Ruhe im Äußeren wie im Inneren so hoch schätzt, sieht dies für eine furchtbare Strafe an. Auch der Bettler wird nicht hartherzig behandelt. Er ist in der Auffassung des deutschen Volkes ein bedauernswerter Mensch, der auf alle Fälle, mag er verschuldet oder unverschuldet ins Unglück gekommen sein, Mitleid verdient. Und die Armen der Gemeinde sind noch oft den Bemittelten geradezu ans Herz gewachsen: bei besonderen Festlichkeiten, wie bei Hochzeiten oder zu Weihnachten, in katholischen Ländern namentlich am Allerheiligentage, vergißt man sie nie; an solchen Freuden- und Gedenktagen erhalten sie doppelte Spende.

Wie in seinem häuslichen Leben, wie bei seiner Alltagsarbeit zeigt der Deutsche auch einen unerschütterlichen Hang zum Alten bei der Feier seiner Feste. Wollen wir unser Volk von dieser Seite kennenlernen, so dürfen wir uns nicht in den Mauern der Großstädte umschauen, wo Handel und Industrie und ein krankhaftes Ringen nach Reichtum die Oberhand gewonnen haben, sondern wir müssen auf das flache Land, in die Berge und in die kleinen Städte gehen. Hier herrscht noch das alte fröhliche Treiben, hier leben noch die alten Feste, an denen jung und alt, vornehm und gering in gleicher Herzlichkeit teilnimmt.

In ähnlicher Weise wie bei den Feiern, die sich an die wichtigsten Familienereignisse knüpfen, zeigt sich die deutsche Sinnesart auch bei den Sitten und Gebräuchen, die das kirchliche Jahr oder der Wechsel in der Natur bedingt hat. Nicht aus gleicher Quelle sind sie geflossen, nicht zu gleicher Zeit sind sie entstanden: die einen haben ihren Ursprung in grauer Vorzeit, als unsere Vorfahren noch Heiden waren und in der freien Natur ihre Götter verehrten, andere hat uns die Berührung mit fremden Völkern, besonders mit den Römern, gebracht, noch andere die christliche Religion. Daher kommt es auch, daß wir manches Fest mit unseren Nachbarn und anderen Völkern gemein haben, und daß sich manche Sitte, mancher Festbrauch auch andernorts in gleicher oder

ähnlicher Weise findet wie bei uns. Allein die Übereinstimmung ist zum größten Teil nur äußerlich; es lassen sich bei den Sitten und Gebräuchen der deutschen Jahresfeste gewisse Grundzüge feststellen, die sich bei allen wiederholen, und die wir in ähnlicher Weise bei den anderen Völkern nicht wahrnehmen können. Was auch dem Deutschen Veranlassung zum Feste gegeben haben mag, woher auch die Form gekommen ist, er hat diese mit seinen Anschauungen vom Leben und vom Lebensgenuß, mit seinem Gemüt, mit seinem ganzen Wesen erfüllt. So ist auch das fremde Fest ein echt deutsches geworden, wie es sich z. B. beim schönsten aller Feste, beim Christfeste, zeigt.

Diese Feste sind dem Deutschen geradezu ein Bedürfnis, weil zwei seiner wesentlichsten Eigenschaften, Gemüt und Humor, darin zum Ausdruck kommen können. „Fröhlich und guter Dinge sein", sagt im Anfang des 16. Jahrhunderts Johannes Agricola in seinen Sprichwörtern, „wohlleben, herrlich essen und trinken ist löblich, wenn's selten geschieht; wenn es aber täglich geschieht, so ist es sträflich. Wir Deutsche halten Faßnacht, St. Burchard und St. Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andern Gezeiten im Jahre fröhlich sein und schlemmen; Burchards Abend um des neuen Mosts willen, St. Martin um des neuen Weins willen; da brät man feiste Gans und freut sich alle Welt. Zu Ostern bäckt man Fladen. Zu Pfingsten macht man Laubeshütten, und man trinkt Pfingstbier wohl acht Tage. Zu den Kirchmessen oder Kirchweihen gehen die Deutschen vier, fünf Ortschaften zusammen; es geschieht aber des Jahres nur einmal, darum ist es löblich und ehrlich, sintemal die Leute dazu geschaffen sind, daß sie freundlich und ehrlich untereinander leben sollen."

Je nach dem Ursprung des Festes überwiegt die ernste oder heitere Feier; dort offenbart sich die Tiefe des deutschen Gemütes, hier frischer Humor, Sorglosigkeit und ungebundene Lebenslust, vor allem die Freude an der Natur, an Tanz und Sang. Da nun aber die meisten Feste Vermischungen alter Volksfeste und kirchlicher Feste sind, so zeigt sich bei der Mehrzahl das deutsche Wesen nach beiden Seiten hin, nach der ernsten und nach der heiteren. Doch überwiegt fast durchgängig die heitere Feier, zumal sie entschieden die ältere ist.

Ferner ist der Deutsche bei der Feier seiner Feste allem äußeren Prunke abhold. Ihm kommt es auch hier auf die Sache an und nicht auf die Form. Großartige Aufzüge, wie wir sie namentlich bei den Festen der romanischen Völker so oft finden, sind dem deutschen Volkscharakter

zuwider. Daher hat z. B. der Karneval in vielen Gegenden, besonders in dem protestantischen Norden, nie Eingang gefunden; wo man versucht hat, ihn einzuführen, wie in Leipzig, Hamburg und Berlin, hat er nur wenige Jahre ein Scheindasein gefristet, und auch in den katholischen Ländern im Süden und Westen Deutschlands trägt er einen wesentlich anderen Charakter als in den Städten Italiens. Vor allem ist es der Norddeutsche, der nichts von dem äußeren Prunke wissen will; er zeigt auch nach dieser Richtung, daß er die alte deutsche Sinnesart am reinsten bewahrt hat.

Wenn wir im folgenden das deutsche Volkstum betrachten, wie es sich in den Sitten und Gebräuchen an den einzelnen Festtagen zeigt, so ist es geraten, vom kirchlichen Jahre auszugehen, denn die volkstümlichen Feste sind fast durchweg im Laufe der Zeit auf Tage kirchlicher Feste verlegt worden, auch wenn sie von Hause aus nicht mit diesen zusammenfielen.

Unser Kirchenjahr eröffnet die Advents- und Weihnachtszeit. Sie nimmt ihren Anfang mit dem Andreasabende (30. November) und endigt mit dem Tage der heiligen drei Könige (6. Januar). Es ist die frohe Zeit schlechthin, eine Zeit, die bei keinem anderen Volke in ähnlicher Weise gefeiert wird wie bei uns. Im Mittelpunkte dieser Tage steht das Christfest, und dieses ist ein echtes deutsches Familienfest geworden, das sich der Deutsche im Laufe der Zeit gestaltet hat, wie es seinem Gemüte am meisten entspricht. Die Feier im engen Kreise der Familie unter dem Schimmer des Tannenbaumes, mit dem gleichsam ein Stück Natur in die behaglichen Räume des Hauses getragen ist, die Freude am Geben, die Lust an Essen und Trinken und an besonderem Gebäck, und daneben der Besuch der Kirche und die Freude am Gesange der Weihnachtslieder, alles das sind Züge, die in der Seele des germanischen Volkes gewachsen und zu einem harmonischen Ganzen vereint sind. Wir wissen heutzutage, daß unsere Weihnachtsfeier in der jetzigen Form durchaus nicht alt ist. Im Mittelalter hat man sie nicht gekannt, und unser Lichterbaum, der heute gewissermaßen den Mittelpunkt des Festes bildet, hat sich erst im 19. Jahrhundert über fast alle Länder verbreitet, wo Deutsche wohnen; in den früheren findet er sich nur vereinzelt, und vor dem siebzehnten ist er überhaupt nicht nachweisbar. Und ebenso steht es mit dem Verteilen der Gaben unter dem Christbaum. Noch Sebastian Franck kennt in seinem Weltbuch diesen Brauch am Weihnachtstage nicht; er erzählt nur, daß es zu seiner Zeit gang und gäbe sei, am Neujahrstage Geschenke zu machen, eine Sitte, die wir in einzelnen Gegenden und auch bei anderen Völkern noch heute antreffen, und die

von den Römern zu uns gekommen ist. Mehrfach wird sie, besonders in Süddeutschland, am Nikolaustage (6. Dezember) eingehalten. Im Mittelalter und in den folgenden Jahrhunderten stand beim eigentlichen Christfest die kirchliche Feier im Vordergrunde, aber daneben finden wir in der ganzen Weihnachtszeit eine Menge Sitten und Gebräuche, die sich erhalten haben. Sie sind verschiedenen Ursprungs: die einen stammen aus der heidnischen Zeit der Germanen, andere hat die Einführung des Christentums mit sich gebracht, noch andere sind erst in späteren Jahrhunderten entstanden oder in Anlehnung an andere Festgebräuche geschaffen worden. Schon unseren heidnischen Vorfahren waren die Wochen, wo die Natur abgestorben war und sich zu neuem Leben vorbereitete, eine heilige Zeit. Das waren die Tage, wo die Sonne fern war, wo die Geister, die Seelen der Abgeschiedenen, ihr Wesen mehr als sonst trieben. Im Freien, vor allem in den Wäldern, heulten die Stürme: diese mögen die erste Veranlassung zum Glauben an das Treiben der Toten gegeben haben. Bald fuhren diese allein, bald vom Wind- und Totengotte geführt, durch die Lüfte. Bis auf den heutigen Tag haben sich jene alten Mythen vom wütenden oder vom Wodesheere oder vom wilden Jäger erhalten, denen sich unter römischem Einflusse die einer weiblichen Führerin, der Perchta oder Frau Holle, zur Seite stellen. Aus der Schar der unterirdischen Holden ist letzterer ihr Name geworden. Zu Ehren dieser fahrenden Geister und ihres Führers fanden Opfer und Opferschmäuse statt. Für diese war die Zeit besonders geeignet: das Vieh sowohl wie die Äcker lagen in Ruhe, und demnach hatte auch der Mensch wenig Arbeit. Der Mangel an Futter und der Haushalt hatten dann weiter gefordert, daß ein Teil der Haustiere geschlachtet worden war, und so waren Mittel für die Feier des Festes genügend vorhanden. An diesen Opferschmäusen nahmen die Toten nach dem Glauben des Volkes selbst teil: an gewissen Orten, besonders an Kreuzwegen, tafelte man ihnen auf; ihr Führer erhielt auf der für ihn bestimmten Opferstätte seinen Anteil. War jemand während des verflossenen Jahres in der Familie gestorben, so wurde ihm an dem Platze, wo er bei Lebzeiten gesessen hatte, der Tisch gedeckt. In jener Zeit trieben auch Geisterbanner und Wahrsagerinnen ganz besonders ihr Wesen, denn die Seelen der Abgeschiedenen konnten in ferne Gegenden und in die Zukunft sehen und waren dem dienstbar, der es verstand, sie durch Zauber zu locken und zu bannen. Die erregte Phantasie glaubte dann, jene Geister mit Augen zu schauen, bald in

menschlicher, bald in tierischer Gestalt. Solche Erscheinungen wurden von den Menschen festgehalten: diese ahmten sie nach und zeigten sich dann ihren Mitmenschen in allerlei Nachbildungen.

Alle diese Züge altgermanischen Glaubens und Kultes können wir noch heute zur Weihnachtszeit in den Sitten und Gebräuchen, im Aberglauben bei unserem Volke wiederfinden. Es ist besonders die Zeit der Zwölf Nächte oder der Unternächte, d. h. der Zwischennächte, wie sie der Vogtländer nennt, oder der Lostage, d. h. der Schicksalstage, an denen wir sie beobachten können. Diese Tage fallen in den einzelnen Gegenden Deutschlands verschieden. Unter christlichem Einflusse sind sie auf die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag festgelegt worden; in Schlesien sind es die zwölf Tage vor Weihnachten, in Mecklenburg und Franken die zwölf ersten Tage des neuen Jahres. Nach christlicher Umdeutung treiben die Hexen an ihnen ihr Wesen. Die Geister fahren noch heute im Glauben des Volkes durch die Lüfte, nicht selten die Seelen von Ungetauften und Verbrechern, und daher vom Teufel geführt. Deshalb muß man an diesen Tagen das Vieh im Auge behalten, muß ihm besonderes Futter geben, muß vor der Schwelle oder an die Wand des Stalles das Kreuz oder an den Türen die Buchstaben C+M+B+, die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige, befestigen oder zeichnen. Die Alltagsarbeit muß ferner zu dieser Zeit ruhen: in ganz Norddeutschland herrscht noch heute der Glaube, daß der wilde Jäger dem Schaden zufüge, der arbeite, und wenn an diesen Tagen das Mädchen am Spinnrocken sitzt, dann kommt Frau Holle oder die Perchta und zerzaust die Spinnerin oder besudelt sie und den Rocken. Im altfränkischen Gebiet kommt Ungeziefer oder Krankheit in das Haus, in dem während der Zwölf Nächte gearbeitet worden ist, oder der Wolf fährt in die Herde des Besitzers. In den katholischen Ländern Oberdeutschlands geht der Hausvater durch alle Gemächer, Ställe und Wirtschaftsgebäude seines Besitztumes, besprengt sie mit Weihwasser und durchräuchert sie mit Weihrauch, weshalb hier diese Tage Rauch- oder Rauhnächte genannt werden. Aber auch diese Sitte, in der alter heidnischer Aberglaube und christliche Frömmigkeit einen merkwürdigen Bund eingegangen sind, ist, wie alle anderen jener Zeit, nicht auf zwölf Tage beschränkt, sondern erstreckt sich auf den ganzen Zeitraum von St. Andreas bis Epiphanias.

Die Weihnachtszeit ist ferner im Volksglauben die Zeit der Weissagung, die Zeit des Zaubers. Daher die Bezeichnung Lostage. Mit

dem Andreastage (30. November) beginnt diese Zeit der allgemeinen Prophetie, hinter der etwas mehr steckt als kindischer Scherz: es ist der naive Wunsch unseres Volkes, hinter den Schleier der Zukunft zu schauen, ein Zug, der in erster Linie dem weiblichen Geschlechte eigen ist. Erwachsene, unverheiratete Mädchen sind es vor allem, die an diesen Tagen eine Frage an das Schicksal stellen und zu erfahren suchen, ob sie ihr Lebensziel, die Verheiratung, im kommenden Jahr erreichen werden, und was für ein Mann ihnen zugedacht sei. Am meisten verbreitet ist die Sitte des Bleigießens: aus der Form, die das geschmolzene Blei annimmt, wird die Gestalt oder die Beschäftigung des Zukünftigen erschlossen. Hinter den Rücken geworfene Apfelschalen zeigen den Anfangsbuchstaben des zukünftigen Bräutigams. In den meisten Gegenden Deutschlands findet sich ferner das Schuh- oder Pantoffelwerfen. Die Mädchen werfen, mit dem Rücken nach der Tür gekehrt, einen Schuh hinter sich; liegt dieser mit der Spitze nach der Stube zu, so kommt im folgenden Jahre der Bräutigam. Die Richtung der Schuhspitze weist dabei noch auf die Gegend, woher er kommt. Die mannigfachsten Mittel hat sich bei dieser Art des Orakels die kindliche Phantasie des Volkes ausgedacht, um durch sie die Zukunft zu erfahren. Dabei ist man auch auf Dinge gekommen, die von dem Gemüte unseres Volkes Zeugnis geben: die Tiere, für die das Mädchen zu sorgen hat, besonders Hühner und Schweine, geben ihm an diesen Lostagen die beste Auskunft. So geht die Jungfrau in vielen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands des Nachts an den Hühnerstall und klopft dreimal an die Tür; meldet sich zuerst der Hahn, so macht sie in diesem Jahre Hochzeit, meldet sich dagegen die Henne, so bleibt sie noch ledig. Auch zum Wasser, in dem ja nach der Auffassung unserer Vorfahren geheimnisvolle Kräfte walten, wird oft die Zuflucht genommen: gewisse Brunnen oder Quellen zeigen dem Mädchen in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr das Bild des zukünftigen Geliebten.

Solches Schicksalsfragen, das tief in unserem Volkstum wurzelt, wird nicht nur am Andreasabend, sondern auch am Thomastage (21. Dezember), am Christabend, am Silvester vorgenommen. Und nicht allein für die Mädchen, sondern für das ganze Volk sind diese Tage Schicksalstage. Was in den Zwölf Nächten geträumt wird, geht in Erfüllung. Besonders die bäuerliche Bevölkerung achtet genau auf die Erscheinungen in dieser Zeit. Man schneidet ferner fast in ganz Mitteldeutschland eine Zwiebel in zwölf Stücke, bestreut diese mit Salz und legt sie so der Reihe

nach hin, durch jedes einen Monat bezeichnend; derjenige Monat, auf dessen Stück das Salz besonders feucht ist, wird naß sein. Andernorts tut man dasselbe mit zwölf Nußschalen, die mit Salz oder mit Mehlhäufchen gefüllt sind. Eine besondere Rolle spielt in Oberdeutschland bei diesem Orakel der Schatten. Sieht man seine Gestalt am Christabend an der Wand ohne Schatten, oder kann man beim Heimgange von der Mette seinen eigenen Schatten schauen, so stirbt man im folgenden Jahre. Auch dieser Aberglaube vom Künden des Todes wuchert in unzähligen Formen und steckt so tief in unserer Volksseele, daß nicht selten selbst der Gebildete und Aufgeklärte unwillkürlich in seinem Banne steht.

Der Weihnachtszeit eigentümlich sind weiter das **Auftreten und die Umgänge verschiedener Gestalten**, denen man meist Namen aus der Heiligengeschichte gegeben hat, und die **Weihnachtsspiele**, in denen die Heiligen der Kirche und ähnliche Personen erscheinen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie an die Stelle älterer, heidnischer Vorbilder getreten sind, denn Konzilien, Bußordnungen und Satzungen der Fürsten eifern schon im frühesten Mittelalter unausgesetzt gegen den Mummenschanz in der Weihnachts- und Neujahrszeit, den sie als heidnisch bezeichnen und auszurotten suchen. Man hat den alten Gestalten nur neue Namen, neue Form gegeben, sonst läßt man sie, auch hier zäh am Hergebrachten festhaltend, nach wie vor schalten und walten. In ihnen zeigt sich aber ein Stück Gemüts- und Geistesleben unseres Volkes; sie legen Zeugnis von seinem frischen Humor ab, von seinen gesunden erzieherischen Grundsätzen, aber auch zugleich von seiner tiefen Religiosität. Nicht überall sind christliche Personen an Stelle der altheidnischen getreten; namentlich in Norddeutschland hat sich auch in diesen Anschauungen bis heute das Alte erhalten. Hier huscht noch der alte Schimmelreiter durch die Straßen, ein Bursche, dem vor die Brust ein Sieb mit langer Stange gebunden ist, an der sich ein Pferdekopf befindet. Ihm gesellt sich in Pommern der Klapperbock zu, der wie der skandinavische Julbock die Kinder, die nicht beten können, stößt und erschreckt. Jener wirft unter die Kinder Äpfel und Nüsse, wodurch er sie mit seiner abschreckenden Gestalt zu versöhnen sucht. In Schwaben erscheint der Schimmelreiter als Pelzmärte oder Buzegraale. In einem großen Teile Mittel- und Süddeutschlands ist an seine Stelle seit dem 17. Jahrhundert Knecht Ruprecht, in anderen Gegenden, vor allem im nordwestlichen und südlichen Deutschland, der Kalenderheilige Nikolaus getreten. Am ersten Adventsonntage pflegt er seinen ersten Umgang zu halten, andernorts

am 6. Dezember oder am Abend vorher. In manchen Gegenden begleitet ihn das Christkindlein, in Oberdeutschland auch hier und da die Perchta. Dann bestraft er die faulen und ungezogenen Kinder, während das Christkind die guten und fleißigen belohnt. Nicht immer zeigt auch dieser Weihnachtsmann, zumal wenn er allein auftritt, ein erschreckendes Äußere. Schon in Mitteldeutschland hat seine Gestalt eine mildere Form. Hier ist Knecht Ruprecht meist eine alte, ehrwürdige Gestalt mit langem, weißem Bart und erweckt mehr Ehrfurcht als Schrecken. In den katholischen Gegenden Oberdeutschlands erscheint St. Nikolaus im Bischofsgewand, mit der Bischofsmütze und den Bischofsstab in der Hand. Dann gibt er auch nicht selten gute Lehren und ermahnt die Kinder zum Fleiß und Gehorsam. Oft teilt er dabei nicht nur Äpfel und Nüsse, sondern auch Backwerk und Geschenke aus. Wird doch in verschiedenen Gegenden West- und besonders Nordwestdeutschlands am St. Nikolausabend (5. Dezember) feierlichst durch den St. Nikolaus beschert.

So ist überall die alte Geisterwelt unserer Vorfahren von christlichen Formen umkleidet, von erzieherischen Gedanken durchwoben. Aber sie hat sich stellenweise auch noch in alter Form erhalten. Hierher gehört vor allem der Spuk, den man in Oberdeutschland während der Knöpfles- oder Bosselnächte, wie sie der Schwabe nennt, treibt. Da tun sich junge Leute oder Kinder zusammen, lärmen durch die Straßen des Ortes, klopfen mit Hämmern und Ruten an die Türen und werfen Erbsen oder Linsen an die Fenster der Häuser. Das geschieht an den Donnerstagen in der Adventszeit.

Eine schöne Sitte, die heute in verschiedenen Gegenden namentlich Mitteldeutschlands wieder aufzublühen scheint und in Oberdeutschland nie ganz geschwunden ist, sind die deutschen Weihnachtsspiele. Wir können sie bis ins früheste Mittelalter zurückverfolgen; sie haben aller Wahrscheinlichkeit nach in den Klöstern ihren Ursprung und sind von hier aus ins Volk gedrungen. Sie sind unter sich ziemlich verschiedenartig nach der Örtlichkeit und der Art ihrer Aufführung, aber nur eines wollen sie alle bezwecken: die Darstellung und Feier der Geburt Christi in einer Weise, wie sie dem deutschen Gemüte entspricht. In diese Spiele haben ihre Verfasser, schlichte Männer aus dem Volke, ihre Auffassung von der Menschwerdung Christi gelegt, und so hat man diese Dichtungen mit vollem Rechte ein wichtiges Stück alten deutschen Volkstums genannt, aus dem man deutsche Art in Gedanken und Worten erkennen kann. Hand in Hand mit diesen Weihnachtsspielen gehen die

Aufstellung von Krippen, die ursprünglich in Kirchen, später aber auch in den Häusern stattfand, und die damit verbundenen Krippenspiele, die man noch jetzt mehrfach in den mitteldeutschen Gebirgen findet.

Im Mittelpunkte der Weihnachtszeit steht heute die Feier der Geburt Christi. Nach den gottesdienstlichen Vorschriften des römischen Bischofs Liberius ist der Tag der Menschwerdung Christi, der früher ganz verschieden gefeiert wurde, im Jahre 354 auf den 25. Dezember festgelegt worden, und seitdem wird an diesem Tage, wie in der ganzen abendländischen Kirche, auch bei den germanischen Völkern das Christfest gefeiert. Mitten in der Zeit, wo die Natur abgestorben zu sein scheint (vgl. S. 50), in den Tagen, die schon in heidnischer Zeit Festtage waren, das Geburtsfest des Heilandes zu feiern, der die Menschheit vom Wahne der Finsternis befreit hat, das Fest, an dem sich der Mann zu einem Kinde herabläßt, um es zu verehren, an dem die Kinder gleichen Anteil nehmen wie die Erwachsenen, das war ein Gedanke, der an die tiefsten Saiten unserer Volksseele anschlagen und freudig von ihr aufgenommen werden mußte. Wohl ist lange Zeit das Christfest ein überwiegend kirchliches Fest gewesen, aber aus ihm heraus und neben ihm hat sich ein Familienfest entwickelt, wie wir es bei keinem anderen Volke finden: das Weihnachtsfest in seiner heutigen Form ist der lebhafteste Ausdruck deutschen Gemütes am deutschen Herde, die schönste Poesie, die ein ganzes Volk besitzt. Wir brauchen nicht zu suchen und zu prüfen, ob die einzelnen Sitten und Gebräuche, die heute unser Weihnachtsfest zu einem echten Familienfeste stempeln, germanisch-heidnischen oder christlichen oder fremden Ursprungs sind: mögen sie ererbt oder von außen gekommen sein, sicher ist, daß sie sich nicht erhalten hätten oder nicht aufgenommen worden wären, wenn sie in der Seele des deutschen Volkes keinen Widerhall gefunden hätten.

Schon Wochen vor dem eigentlichen Christtage zieht durch die Zurüstungen auf das Fest ein Stück Poesie in fast jedes Haus. Bei verschlossenen Türen werden die Gaben für die Angehörigen vorbereitet. Selbst den Familienvater fesselt es an diesen Tagen und Abenden mehr an das Heim und an eine außergewöhnliche Arbeit als sonst. Unter den Kindern herrschen Heimlichtun und Flüstern, Sehnsucht und erwartungsvolle Freude. Dem Mitgefühl für die darbenden Mitmenschen ist zu keiner Zeit das Herz so weit geöffnet wie in diesen Wochen. Auf der Straße und in den Stuben hört man fast zu allen Tageszeiten aus dem Kindermunde das Lied vom Christkindlein, von der Heiligen Nacht

und vom grünen Tannenbaume. Und wenn dann auf dem Markte des Ortes mitten im Winter vorübergehend ein Fichten- oder Tannenwald entsteht und im Hause Nüsse und Äpfel vergoldet und der Weihnachtsstollen gebacken wird, da erreicht die Spannung des kindlichen Gemütes ihren Höhepunkt, und die Stunden bis zum Christabend werden gezählt, wo Vater oder Mutter die Kinderschar zu den mit Äpfeln, Nüssen und anderem Naschwerk geschmückten Lichterbaum ruft, unter dem das Festgebäck prangt, die Festgaben ausgebreitet sind. Der Ruf unter den Christbaum ist zugleich das Zeichen zum Beginn der Familienfeier. Zuvor jedoch muß fast in allen Gegenden Deutschlands nach alter guter Sitte (und gottlob hat sich diese auch in den größeren Städten in ihrer Frische erhalten) das Gotteshaus besucht und hier das Evangelium von der Menschwerdung Christi angehört werden. Mag das Gehöft auch noch so entfernt von der Kirche liegen, mag es draußen auch noch so sehr schneien und wettern, ein Christfest ohne Besuch der Christmette ist noch in vielen Gegenden Deutschlands undenkbar, ebensowohl im katholischen Süden wie im protestantischen Norden. Und mit der Herrschaft muß sich auch das Gesinde an diesem Kirchgange beteiligen.

Unter allen Gebräuchen am Weihnachtsfeste knüpft sich an den Lichterbaum die schönste Poesie. Um seinem Magdale wenigstens diese nicht zu zerstören, wurde der Pecherlenz, der sein Lebtag keinem ein Haar gekrümmt hatte, zum Waldfrevler und betäubte die Stimme des Gewissens, die ihn warnte, das Christbäumlein im Walde seines Herrn abzuschneiden (Rosegger). Weder in der Hütte noch im Palast darf heute der leuchtende Tannenbaum fehlen. Er ist noch nicht so alt, wie man glauben könnte. Die ältesten Nachrichten von dem Tannenbaum auf dem Weihnachtstische stammen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und weisen nach dem Elsaß, nach Straßburg. Damals prangte der Baum nur mit Rosen aus buntem Papier, Flittergold, Zuckerwerk, Äpfeln und dergleichen; die Lichter strahlten noch nicht von ihm herab. Auch im ganzen 17. Jahrhundert werden sie noch nicht erwähnt; aus dem Norden scheint diese Sitte zu uns gekommen zu sein und sich dann ganz besonders im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sehr schnell in allen Gegenden, wo die deutsche Zunge klingt, verbreitet zu haben. Die Liebe zur Natur, vor allem zu dem Walde, wurzelt ja tief in unserem Volke. Im Mittelalter herrschte allerorten der Glaube, daß ze wîhen nahten die Bäume blühten, ja daß die Apfelbäume Früchte trügen, und noch heute pflegt man Zweige von Obstbäumen am Andreastage zu pflücken und ins Wasser zu setzen, damit sie zu Weihnachten blühen. Solche Sehnsucht nach der Natur und solche Freude an ihr ließ die anfangs örtlich beschränkte Sitte, die grünen Bäume des Winters, Tannen oder Fichten, in die menschlichen Wohnungen zu tragen, überall Anklang finden und sich schnell fortpflanzen. Zu dem Grün gesellte sich der Glanz der Kerzen, die Licht und Freude in der Stube verbreiten sollten. Wo der Deutsche hinkommt, nimmt er diese Sitte mit. Als unsere Krieger 1870 auf Frankreichs Boden standen, hat es wohl wenige Regimenter gegeben, die sich am Christabend keinen Tannenbaum angezündet hätten, und auch im jüngsten Krieg prangte er überall, wo Deutsche im Felde standen: deutsche Weihnachten im Feindeslande.

Wie der Lichterbaum hat sich auch das Weihnachtsgeschenk in geschichtlicher Zeit erst allmählich entwickelt. In Anlehnung an altrömische Sitte hat man sich früher am Neujahrstage gegenseitig beschenkt, wie es in den romanischen Ländern noch heute geschieht. Später ist vielfach der Nikolaustag oder -abend dazu verwendet worden, wie S. 54 erwähnt wurde. Am Christtage die Geschenke unter den Weihnachtsbaum zu legen, hat wahrscheinlich im protestantischen Deutschland seinen Ursprung. Heute fehlt das Christgeschenk wohl nirgends in deutschen Landen, und überall, wo wir es finden, zeigt sich auch, daß die Freude, zu geben, größer ist als die Freude, Gaben zu empfangen.

Wie an allen Tagen der Freude spielt auch am Christfest das Essen und Trinken bei dem Deutschen eine besondere Rolle. Oft sind es ganz bestimmte Gerichte, die an diesem Tage gegessen werden; sie sind nach den einzelnen Gegenden verschieden, Fisch und Backobst treten vor allem hervor. Auch besonderes Gebäck muß am Christfest in der Familie genossen werden. Im östlichen Mittel- und Norddeutschland ist es die Christstolle oder der Stollen, in Schwaben das Huzelbrot, bei dem bayrischen Stamme das Klozenbrot, das zu dieser Zeit in keiner Familie fehlen darf. Auch Honigkuchen gibt es an diesem Tage fast in jedem Hause. Mit solchem Gebäck sucht man auch die Armen zu erfreuen. Aber nicht nur die darbenden Mitmenschen sollen Anteil an der allgemeinen Freude haben, sondern auch die Tiere erhalten an diesem Festtage besseres Futter als sonst. Eine besonders schöne Sitte, die wir vereinzelt auch in Oberdeutschland, allgemein bei unseren Stammesbrüdern in Norwegen finden, ist das Füttern der Vögel zu Weihnachten: hier gibt es fast kein Gehöft, wo wir nicht an den Zäunen oder auf den Dächern der

Häuser und auf Bäumen ein Bündel Hafer befestigt sehen, damit die befiederten Bewohner der Luft ihren Hunger stillen können.

Mit diesem Zuge kindlichen Mitgefühls verlassen wir das deutsche Weihnachten und die Weihnachtszeit. Wie bei keinem anderen Fest läßt sich bei diesem der schroffe Gegensatz zwischen der germanischen und romanischen Rasse wahrnehmen: bei dieser steht die prunkhafte Feier in der Kirche mit ihren rauschenden Klängen und ihrer äußeren Pracht im Mittelpunkt des Festes, bei jener verlebt man die Stunden des Festes im Familienkreise; hier wird das Auge gesättigt, dort bringt das Fest Nahrung für das Gemüt.

Man lebt vielfach in dem Wahne, Weihnachten sei an die Stelle eines altgermanischen Festes getreten, das unsere Vorfahren zu Ehren der wiedererwachten Sonne gefeiert hätten. Nicht die geringste Andeutung spricht für diese Annahme. Zur Zeit der Zwölf Nächte merkt der Naturmensch noch nichts von einer Rückkehr der Sonne, von der er überhaupt erst dann zu sprechen pflegt, wenn er die Wirkung ihrer erneuten Kraft auf die Natur und auf sich selbst empfindet; dazu aber sind die meist kalten und rauhen Tage des Januars wahrlich nicht angetan. Erst im Februar macht es sich allmählich fühlbar, daß wir uns der Sonne wieder nähern. Dies ist die Zeit, wo heute unter kirchlichem Einflusse die Fastnacht gefeiert wird: die Art und Weise der volkstümlichen Sitten und Bräuche, die wir an diesen Tagen bei allen deutschen Stämmen finden, läßt vermuten, daß an ihnen einst unsere Vorfahren der wiederkehrenden jungen Sonne entgegengejubelt und ihr Spenden der Freude dargebracht haben. Noch heute ist die volkstümliche Feier der Fastnacht, d. h. des Frühjahrsfeuerfestes, an keinen bestimmten Tag gebunden; sie muß in den meisten Gegenden Deutschlands einst im März stattgefunden haben und ist nur in einzelnen Gebieten unter kirchlichem Einfluß auf einen früheren Zeitpunkt festgelegt worden. Daher sind die ältesten volkstümlichen Bräuche auch nicht an die Fastnacht gebunden, sondern wir finden sie ganz allgemein in der Fastenzeit, die ja zum größeren Teil in den März fällt.

Waren die deutschen Weihnachten ein beredtes Zeugnis für das Gemüt und den Familiensinn unseres Volkes, so zeigen uns die Sitten und Bräuche der Fastenzeit seine Freude an dem erwachenden Leben in der Natur, der es durch symbolische Handlungen, harmlosen Scherz und fröhliche Gelage Ausdruck zu geben sucht. Die Chronik des alten Klosters Lorsch berichtet, daß im März des Jahres 1090 die prächtige Kirche und

ein großer Teil der Gebäude des Klosters durch Feuer vernichtet worden seien. Die Ursache dieses Unglücks war das Emporschleudern einer brennenden Holzscheibe bei einem am Abend der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche stattfindenden Volksfeste gewesen. Dies ist das älteste Zeugnis für das Scheibenwerfen oder Scheibenschlagen in der Fastenzeit, das wir ausschließlich in Oberdeutschland, aber auch sonst in keinem anderen Lande Europas, antreffen. Noch heute ist diese Sitte im schwäbisch-alemannischen Gebiete ziemlich allgemein, muß sich aber früher weiter nördlich auch über Franken erstreckt haben. Aus dieser Gegend haben wir aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts das Zeugnis des Johannes Bohemus Aubanus, der zwar nicht von einem Scheibenschlagen, aber von dem diesem ähnlichen Scheiben- oder Radtreiben berichtet. Nach ihm erzählt davon Sebastian Franck in seiner „Wahrhaftigen Beschreibung aller Teile der Welt“: „Zu Mitterfasten flechten sie ein alt Wagenrad voller Stroh, tragens auf einen hohen, jähen Berg, haben darauf den gantzen Tag ein guten Mut, mit vielerley Kurtzweil, singen, springen, dantzen, Geradigkeit und anderer Abentheuer, umb die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassens mit vollem Lauff ins Thal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief.“ Daß in diesem Rad die Sonne sinnbildlich verkörpert werden soll, unterliegt keinem Zweifel. Man will durch dieses Feuer der Sonne gleichsam neue Kraft zuführen. Wie dieser Vorgang schon an und für sich ein Stück alten Glaubens und lebensvoller Poesie unseres Volkes ist, so wird er auch noch von der Poesie begleitet oder hat Veranlassung zu dichterischer Darstellung gegeben. Wo das Sonnenrad geworfen oder getrieben wird, da fehlt auch der Spruch in Versen nicht, der letzte Überrest einstiger Zaubersprüche. So singen die Burschen am Feldberg, wenn sie die Scheibe schlagen:

Schib, Schib, Schib,
Schib wol über de Rhi;
Weam soll denn die Schib si?
Die Schib got krumm,
Die Schib got grad,
Got reacht, got schleacht,
Sie got dem N. N. caben reacht.
Got sie net, so gilt sie net.

In der Regel findet diese Feier am ersten Sonntage der Fastenzeit (Invokavit) statt, der nach ihr im Volksmunde Funkensonntag oder Schoffsonntag (d. h. Strohwischsonntag) heißt. Mit ihr verbunden ist das Anzünden von großen Strohfeuern, an denen man die Scheibe anbrennt. Diese Strohfeuer in der Fastenzeit sind noch heute verbreitet, und zwar auch in Gegenden, wo man nichts mehr vom Scheibenschlagen weiß. Dort, wo wir das Scheibenschlagen nicht finden, wird in der

Regel eine Strohfigur in dem Feuer verbrannt, in einigen Gegenden sogar eine lebende Katze. Jene Strohpuppe wird dann die „Hexe" genannt: sie ist wahrscheinlich eine sinnbildliche Darstellung der dämonischen Mächte des Winters. Um das Feuer pflegen die Burschen und Mädchen zu tanzen und zu jubeln; hier und da schwingen jene dabei brennende Fackeln. Die gleichen Sitten und Bräuche sind auch in Norddeutschland allgemein verbreitet, nur finden sie hier nicht in der Fastenzeit, sondern erst in der Osterzeit statt. Diese zeitliche Trennung gleicher Feiern mit demselben religiösen Hintergrunde dürfte sich wohl daraus erklären, daß in Niederdeutschland das Weichen des Winters sich erst etwas später bemerklich macht als in Süddeutschland. Möglicherweise hat aber auch unter dem Einflusse der Kirche und der Fastnacht, wie sie in den südeuropäischen Ländern gefeiert wurde, eine Verlegung der altdeutschen Frühlingsfeier auf eine frühere Zeit stattgefunden, da ja Oberdeutschland allein mit Italien in einem regen Wechselverkehr gestanden hat.

Auf einen ähnlichen alten Volksglauben wie die Frühjahrsfeuer ist das Todaustragen zurückzuführen, das wir vor allem in dem fränkisch-thüringischen Mitteldeutschland antreffen, und das auch die slawischen Völker teilweise von uns angenommen haben. Es findet in der Regel am Sonntag Lätare statt, der deshalb auch der Schwarze Sonntag oder der Rosensonntag, in Schlesien der Sommersonntag, in alter Zeit auch der Totensonntag, heißt. In den meisten Gegenden ist das Todaustragen zu einem Kinderfest geworden. Die Knaben, gewöhnlich verkleidet, tragen eine Figur, welche den Tod, d. h. den Tod in der Natur, den Winter, darstellen soll, herum und verbrennen sie zuletzt oder werfen sie ins Wasser. Dabei singen sie:

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kasten.
Heute ist Mittfasten.

In mancherlei Gestalt und unter mancherlei Namen — so heißt er in Schlesien „der alte Jude" — wird der Winter in den einzelnen Gegenden aus dem Dorfbezirk getragen. Nicht selten, besonders in Österreich, hat das Vertreiben des Winters Veranlassung zu dramatischen Scherzen gegeben. Burschen stellen dann Winter und Sommer dar, und beide beginnen untereinander einen Streit, der natürlich mit dem Sieg des Sommers endet. Der Winter zeigt sich in Pelzwerk und mit Pelzhandschuhen

oder mit dem Dreschflegel, der Sommer dagegen in weißem, lichtem Gewande oder mit einer Sichel in der Hand. Jede dieser Gestalten hat eine zahlreiche Kinderschar in ihrem Gefolge, die den poetischen Worten der Streitenden lauscht. In Steiermark wird zwischen Sommer und Winter ein förmlicher Rechtshandel eingeleitet, der mit der Verurteilung des Winters schließt. In dem einen wie dem andern Falle knüpfen sich aber auch an diese sinnbildlichen Darstellungen Tanz und Gelage am Abend.

Die Fastnachtszeit ist außerdem reich an einer weiteren Reihe harmloser Scherze, Vermummungen und Versteckspiele, die wir besonders in Süddeutschland finden; sie haben ihre höchste Blüte, fast möchte man sagen Ausartung, in den Karnevalen der großen Städte erlangt, die sich mehr oder weniger unter südeuropäischem Einfluß entwickelt haben und deshalb ein fremdes Reis am deutschen Stamme sind. Die Anfänge der Vermummungen in der Fastenzeit sind sicher alt, und in ihrer einfachen Weise entsprechen sie ganz dem deutschen Volkscharakter mit seiner kindlichen, sonnigen Heiterkeit und Lebensfreude, wie er uns in den harmlosen Verkleidungen der Weihnachtszeit entgegengetreten ist. So geht das Hanseli im Schwarzwalde mit einem Fuchsschwanz auf dem Rücken und mit Flittergold geschmückt umher und verteilt unter die Kinder Nüsse und Äpfel, die es in einem Korbe bei sich hat. In Tirol wirft der Hudler in ähnlicher Weise Brezeln unter die Jugend und schlägt dann mit seiner langen Peitsche die um das Gebäck Streitenden. Vom flachen Lande sind diese harmlosen Belustigungen auch in die Städte gekommen, wo sie besonders die Zünfte gepflegt haben. Aus ihnen sind die Feste der Metzger, Böttcher, Küfer und anderer Innungen hervorgegangen, die fast durchweg in der Fastnachtszeit gefeiert wurden: am Tage durchzogen die Innungsgenossen in feierlichem Aufzuge die Stadt, und den Abend verbrachten sie unter Tanz und Gelage. Bei diesen Belustigungen spielt das Begießen mit oder Eintauchen in Wasser eine Rolle, worin ein Überbleibsel alten Regenzaubers fortlebt.

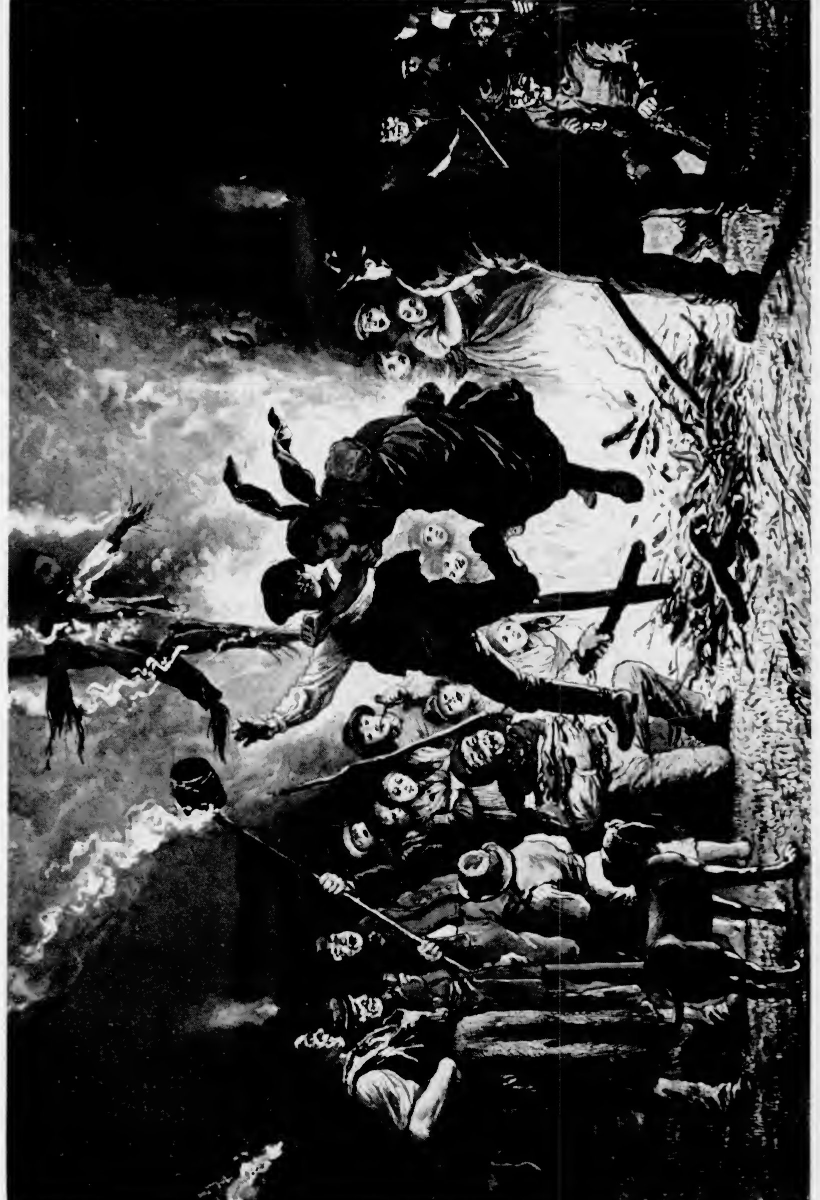
Der Winter ist vorüber, die Natur ist erwacht und prangt in frischem Grün, allerorten erklingt das Lied der munteren Vögel, Wege und Stege sind wieder gangbar: der Mai ist gekommen. Das sind die Tage, die von jeher das deutsche Gemüt in freudigste Stimmung versetzt haben, die die Dichter des Mittelalters über alle Freuden der Welt erheben.

Sælic meie, dû aleine trôstest al die welde gar	Sel'ger Lenzmond, du alleine Bringest Trost der ganzen Welt.

singt Ulrich von Lichtenstein, und Walther von der Vogelweide:

Muget ir schouwen, waz dem meien wunders ist beschert? Seht an pfaffen, seht an leien, wie daz allez vert. Grôz ist sîn gewalt: ine weiz obe er zouber künne; swar er vert in sîner wünne, dân ist nieman alt. Uns wil schiere wol gelingen. wir suln sîn gemeit, tanzen, lachen unde singen, âne dörperheit. Wê wer wære unfrô, sît die vogelîn alsô schône schallent mit ir besten dône? tuon wir ouch alsô!	Könnt ihr schauen, was den Maien Wunders all belebt? Seht die Pfaffen, seht die Laien, Wie das alles lebt! Groß ist sein' Gewalt, Alles wird durch ihn vollbracht; Wo er schwebt in seiner Pracht, Da ist niemand alt. Frohsinn herrscht in allen Dingen. Fröhlich laßt uns sein, Laßt uns tanzen, lachen, singen Anstandsvoll und fein! Wer ist da nicht froh, Wenn die Vöglein also schöne Spenden ihre besten Töne? Tun wir auch also!

Was hier Walther anstimmt, ist das Echo der deutschen Volksseele. Keine Zeit wird von dem Volke, das so eng mit der Natur verwachsen ist, so freudig begrüßt wie die Maientage, und dieser Freude wird Ausdruck gegeben in mannigfaltigen Belustigungen, Sitten und Gebräuchen, die wir in gleicher oder ähnlicher Weise in allen Gegenden Deutschlands finden, und die heute noch fortleben, wie sie schon im frühen Mittelalter die Gemüter bewegt haben. Man trifft sie nicht immer am 1. Mai. Auch sie sind unter dem Einflusse der Kirche auf ein kirchliches Fest verlegt worden, auf das **Pfingstfest**, das daher in vielen Gegenden zu einem Volksfest in der freien Natur geworden ist, an dem die kirchliche Seite ganz zurücktritt. Am allgemeinsten von den Maigebräuchen ist die Einholung und die Aufpflanzung der **Maibäume**, eine Sitte, die wir schon im 13. Jahrhundert überall verbreitet finden. Die Glieder einer Gemeinde oder die Bürger einer Stadt, die Genossen einer Zunft ziehen am 1. Mai oder zu Pfingsten hinaus in den Wald, um den Mai zu suchen. Hier holen sie junge Bäume, meist Birken oder Tannen, tragen diese heim und pflanzen sie vor dem Haus oder dem Viehstall auf. Nicht selten werden diese Maibäumchen unter dem Absingen von Liedern von Haus zu Haus getragen. Die Träger, die sogenannten Maien- oder Pfingstknechte, heischen in den einzelnen Häusern Gaben an Wurst, Speck, Eiern und dergleichen. In vielen Gegenden setzen die Burschen den Mädchen Maibäume. Dabei offenbart sich der Sinn unseres Volkes für Ehre und Recht: ein Mädchen, das Wankelmut in

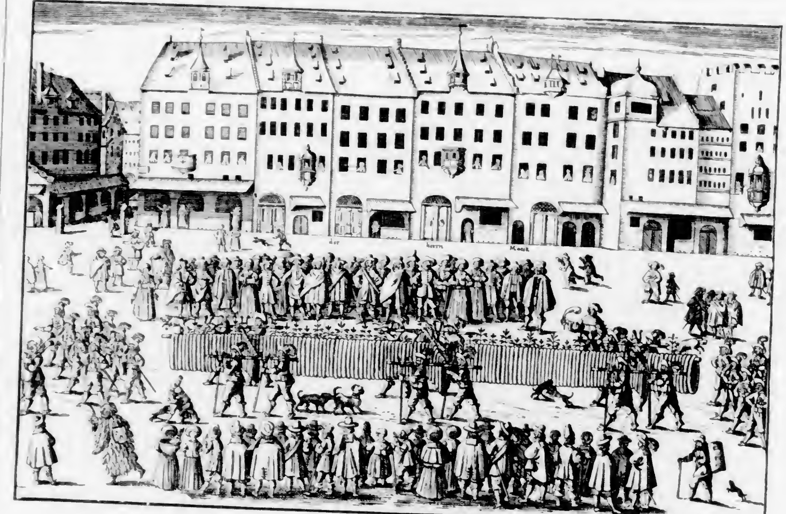


1. Sonnenwendfeuer im mittleren Inngebiet. Nach einer Zeichnung in „Die österreich.-ungar. Monarchie in Wort und Bild" (Wien 1889). (Vgl. Text, S. 67.)



2. Maitanz.

Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“ (Nürnberg 1687). (Vgl. Text, S. 63.)



3. Umzug der Nürnberger Metzger mit der langen Wurst 1658.

Nach dem Kupferstich von L. Schnitzer, Exemplar der Sammlung Friedrich Augusts II. in Dresden. (Vgl. Text, S. 87.)

der Liebe zeigt oder unkeusch gewesen oder zänkisch ist, erhält einen Strohmann oder einen dürren Baum vor ihre Tür. Diese Ehrenstrafen, die an die Maie angeknüpft sind, finden wir nur bei den Germanen, während das Pflanzen des Maibaumes sich auch bei romanischen und den westslawischen Völkern nachweisen läßt.

Neben diesen Maibäumen, die ja heute von Händlern nach der Stadt gebracht und am Pfingstabend vor den Häusern aufgepflanzt werden, kennt man noch in vielen Gegenden Deutschlands den großen Maibaum, den Maibaum des Ortes, die Maistange. In ihr haben wir einen echt deutschen Brauch. Auch sie ist in der Regel eine Birke oder Tanne, nur wählt man dazu besonders große. Auf gemeinsamen Beschluß der ganzen Gemeinde wird sie aus dem Walde geholt und im Mittelpunkte des Ortes oder auf dem Markte der Stadt aufgepflanzt. Der Baum muß sorgfältig gehütet werden, da die Nachbargemeinden ihn zu entführen suchen. Gelingt dies, so muß er ausgelöst und dann in feierlichem Aufzuge zurückgebracht werden. Fast durchweg wird dieser Baum seiner Äste beraubt; nur die Krone behält er. In dieser werden Bänder, Tücher, Kuchen, Würste und andere Dinge befestigt, die die Burschen durch Klettern zu erwerben suchen. Auf unseren Schützenfesten lebt dieser Maibaum in der Kletterstange fort. Um den Maibaum wird auch ein Reigen aufgeführt, an dem sich kein Mädchen von makelhaftem Ruf beteiligen darf (Taf. 3, Abb. 2). Vielfach findet dieser Tanz auch unter der Dorflinde statt.

Doch nicht nur ein Baum wird aus dem Wald in das Dorf, in die Stadt gebracht, sondern der Mai selbst mit all seiner Kraft, der Wachstumsgeist der neu erwachten Natur soll herbeigeführt werden. Wir lesen bei den mittelhochdeutschen Dichtern wiederholt, daß der Mai König genannt und als solcher feierlichst begrüßt wird. In ungezählten Sitten und Gebräuchen, die sich in allen germanischen Ländern nachweisen lassen, hat sich ein Nachklang des heidnischen Ursprungs erhalten, ein Nachklang, der mehrfach an das Nerthusfest des Tacitus erinnert. In vielen Gegenden Deutschlands spielt am Pfingstfest der Maikönig eine hervorragende Rolle. Er wird meist von der Dorfjugend oder von den Burschen aus ihrem Kreise gewählt, mit frischem Grün umhüllt und in feierlichem Zuge nach dem Ort gebracht. Ihm zur Seite stehen die verschiedenen Diener des Königs, die der Wirklichkeit entnommen, und denen bestimmte Gestalten gegeben worden sind. Auf eine ältere Zeit weisen Koch und Kellermeister, auf eine spätere Oberst, Rittmeister, Fähnrich. Zwei der angesehensten Burschen in stattlichem Anzuge mit

weißen Stäben führen den Zug an, Musik begleitet ihn. So zieht man in den Ort ein, wo an bestimmtem Platze oder vor dem Wirtshause Halt gemacht wird. Während des Zuges sind überall für den König Gaben gesammelt worden, die meist in Eßwaren bestehen und am Abend von der Gesamtheit verspeist werden, denn auch bei dieser Feier schließen Tanz und Gelage das Fest. An manchen Orten wird der König mit Wasser begossen oder in den Teich oder Bach getaucht, hier und da wird auch die Laubhülle, die ihn umgibt, verbrannt. In diesem Falle scheint das Todaustragen des Winters aus der Fastenzeit mit dem Maikönig der Pfingsten vermengt zu sein. Dasselbe ist wohl auch bei den anderen Gestalten der Fall, welche die Volkslust in dieser Zeit auftauchen läßt. So kennt man in Thüringen den Grünen Mann, das Laubmännchen, im Erzgebirge den Wilden Mann, im Elsaß das Pfingstklötzl, in Bayern das Pfingstl, in Schwaben den Latzmann und andere. Nicht immer sind sie in Laub gehüllt, sondern oft auch in Stroh. Auch sie werden nach dem Ort gebracht, und hier wird ihre Hülle unter allgemeinem Jubel ins Wasser geworfen oder gepeitscht oder verbrannt. Also auch hier der alte Regenzauber. Zuweilen wird die Gestalt zuvor mit Ruß oder schwarzer Farbe bestrichen. Daß diese Figur den Dämon des neuen Sommers darstellen soll, ist durchaus unwahrscheinlich; vielmehr scheint sie die vergangene Jahreszeit zu versinnbildlichen, der im Mai der Garaus gemacht wird, wofür auch die Tatsache spricht, daß man sie in einigen Gegenden in der Fastnachtszeit antrifft. Der Volkshumor hat an den Scherzen Vergnügen gefunden und hat sie daher andernorts an den Pfingstkönig geknüpft; wenn wir weiter in der Geschichte zurückgehen, können wir sogar noch die doppelten Gestalten in derselben Gegend nebeneinander finden.

Der Maikönig hat auch Aufnahme in den Städten gefunden. Hier erscheint er als Maigraf und bildete den Mittelpunkt des Mai- oder Pfingstfestes der mittelalterlichen Schutzgilden in den hanseatischen Städten Niederdeutschlands und Skandinaviens. Der zum Maigraf Gewählte behielt seine Würde ein ganzes Jahr. Mit ihm ritten vom 15. bis zum 17. Jahrhundert am 1. Mai oder zu Pfingsten die Gilden hinaus ins freie Feld, wo man einen neuen Maigrafen wählte, den man mit einem Kranze schmückte und in feierlichem Zuge nach der Stadt führte. In der Gildestube mußte dann der alte Maigraf einen großen Festschmaus ausrichten. Das Maigrafenfest, das hierauf folgte, dauerte in der Regel mehrere Tage, an denen fröhliche Ausritte und festliche Trinkgelage

stattfanden. Mit ihm waren meist Schützenfeste verbunden, die sich ja in vielen Städten bis heute erhalten haben und noch vorwiegend in der Pfingstwoche veranstaltet werden. Hier und da nahm der Rat am Feste teil, empfing den Maigrafen feierlichst und gab selbst ein großes Gelage. Als diese von Haus aus harmlosen und einfachen Feste in Üppigkeit ausarteten, sah sich die Obrigkeit genötigt, durch Verordnungen dagegen einzuschreiten: sie sind auf deutschem Boden heute fast ganz verschwunden und mit ihnen ein Stück Poesie aus den Mauern der Städte. Mag auch im Schützenkönig der alte Maigraf noch fortleben, die Freude an der wiedererwachten Natur, die diesen geschaffen hat, läßt sich in unseren Schützenfesten nicht wiederfinden.

Außer dem Maikönig kennt das deutsche Volk auch eine Maikönigin. Während die Sitten, die sich an den Maikönig knüpfen, eine gewisse Derbheit zeigen, spricht aus den Umzügen der Maikönigin das Zartgefühl unseres Volkes. Die Mädchen wählen aus ihrer Mitte die Schönste zur Pfingstkönigin, zieren sie mit Blumen und führen sie dann unter Gesang durch die Straßen des Dorfes. Vor jedem Hause hält man an, die Mädchen schließen um die Königin einen Kreis, singen althergebrachte Volkslieder und nehmen Gaben in Empfang. So verstreicht unter Gesang und Musik der ganze Tag. In anderen Gegenden treten Maikönig und Maikönigin nebeneinander auf; sie heißen dann das Brautpaar und werden ebenfalls in feierlichem Umzuge durch den Ort geführt. Der Maikönig, der von den Burschen erkürt ist, wählt sich seine Maikönigin, der er sich ein volles Jahr zu widmen hat. Nach der Wahl werden in feierlicher Sitzung die anderen heiratsfähigen Mädchen an ehrenhafte Burschen vergeben; jeder hat für sein Mädchen das ganze Jahr zu sorgen, hat sie bei allen Festlichkeiten abzuholen und heimzubegleiten. Das ist die eine Form der Mailehen, die wir in Thüringen, Hessen, Westfalen, den Rheinlanden verbreitet finden. Nach einer anderen werden die Mädchen angesichts des lodernden Maifeuers mit den meistbietenden Burschen auf ein Jahr vereint. Am Abend findet gemeinsamer Tanz unter der Linde statt; die durch die Versteigerung eingebrachten Gelder werden vertrunken. Das Mädchen kann seinen Käufer beim ersten Tanze durch einen Knicks ablehnen; heftet sie ihm dagegen eine Blume an die Kopfbedeckung, so erkennt sie ihn an. Auch bei dieser Festlichkeit wird streng auf die Ehrenhaftigkeit des Burschen und des Mädchens gesehen: das geringste Vergehen schließt von der Feier aus. So zeigt unser Volk auch in den Tagen der höchsten Lust und Freude sittlichen Ernst und den alten keuschen Sinn.

Mit der neuerwachten Natur regt sich in unserem lebenskräftigen und wettkampflustigen Volk auch der Trieb, die Kraft des Körpers, die Gewandtheit der Glieder zu proben, zu zeigen und an andern zu messen. Daher fallen in die Maien- und Pfingstzeit die meisten Spiele unseres Volkes, die von jenen Eigenschaften Zeugnis geben. Zu diesen altdeutschen Spielen gehört das volkstümliche Wettrennen, das bald zu Fuß, bald zu Roß stattfindet. In einigen Gegenden, wie in Schwaben, gehen diese Spiele bereits in der Osterzeit vor sich. Bei dem Wettrennen fehlt auch die lustige Person nicht, der Spaßmacher, der dem an und für sich ernsten Spiele einen heiteren Anstrich gibt. Ein schlechtes Pferd und ein schalkhaftes Kostüm kennzeichnen ihn: in kurzen, humoristischen Sinnsprüchen pflegt er den anwesenden jungen Mädchen, aber auch den Bauern in derber Geradheit und Offenherzigkeit die Wahrheit über ihr Tun und Wandeln oder ihr Äußeres zu sagen. So spricht er in Schwaben:

„Bon (beim) X. is a Moad (Maid), sitzt bon Taoa (Tor)
Wei (wie) a Krapa (Krähe), wei a Hetz (Elster),
Hat se d' Kütl (Kleider) alla gefetzt."

oder zum Hofbauer: „De X. is a Muan (Mann), dear alls passeln (pasteln, selbst machen) kuan." In Niederdeutschland, wo das Pfingstreiten unter der ländlichen Bevölkerung noch heute am verbreitetsten ist, ist vielfach das Ringstechen mit dem Wettritt oder Wettlauf verbunden, eine Belustigung, die Kraft und Gewandtheit zugleich fordert, und die wir auch hier und da bei den Tirolern antreffen. An einem Stricke, der über zwei Pfählen liegt, ist eine Scheibe mit fünf Löchern aufgehängt. Diese Löcher muß man nach bestimmter Reihenfolge mit einem runden hölzernen Stecher, der fast gerade so dick wie das Loch selbst ist, mitten im Lauf durchstechen. Wer am schnellsten in der vorgeschriebenen Reihenfolge die Löcher durchstochen hat, ist der Sieger.

An solchen Belustigungen nimmt natürlich die ganze Gemeinde regen Anteil. Die Alten schauen freudig zu und beurteilen die Leistungen der Burschen, die Mädchen jubeln bei jedem Erfolg und spenden dann dem Sieger oder König ein seidenes Taschentuch, wofür er freilich verpflichtet ist, mit jeder am Abend zu tanzen, denn wie bei allen solchen Festlichkeiten fehlen auch bei dieser Tanz und Gelage nicht.

Die nächste volkstümliche Festzeit im Kreislauf des Jahres sind die Tage der Johanniszeit, an denen die Sonne ihren Höhepunkt erreicht, die letzten Tage des Juni, an denen die Kirche das Gedächtnis Johannis

des Täufers und der Apostel Petrus und Paulus zu feiern pflegt. Um die Bräuche zu verstehen, die an diesen Tagen geübt werden, muß man sich in die Seele des Landmanns versetzen: das Getreide, der Lohn saurer Arbeit und die Hoffnung auf Gewinn, geht der Reife entgegen, seine Herden weiden in der freien Natur, bangen Herzens schaut er täglich nach dem Himmel, der in wenigen Stunden alle seine Hoffnungen vernichten kann. Ist doch die Zeit des Hochsommers die Zeit, wo Hagel und Gewitter besonders häufig auftreten, und wo sich verheerende Krankheiten unter Tieren und Menschen einstellen. In ihnen allen treiben nach altem Glauben feindliche Dämonen ihr Wesen und bemühen sich, dem Menschen zu schaden. Gegen sie sucht er sich zu schützen: aus der Abwehr gegen diese verderblichen Gewalten erklären sich die meisten Gebräuche, die wir in der Johanniszeit bei unserem Volke finden, und die sich bis in die frühesten Zeiten unserer Geschichte zurückverfolgen lassen.

Das Feuer hat nach altgermanischem Glauben reinigende und Dämonen abwehrende Kraft. Bei Besitzergreifung neuen Gebietes pflegten unsere Vorfahren mit einem Feuerbrande den erworbenen Grund und Boden zu umgehen, um das Land vor verderblichen Geistern zu schirmen. Unter christlichem Einfluß ist an Stelle des Feuers das Heiligenbild getreten; in vielen katholischen Gegenden umgeht mit diesem noch heute der Geistliche das zu bestellende Feld. In manchen Gegenden brennen auch in der Osterzeit die Feuer auf den Feldern, ein Überbleibsel in der Sitte aus den Tagen, da man durch Feuer die Kraft der Sonne zu fördern glaubte. So können wir die abwehrenden Feuer zu verschiedenen Zeiten, bei den verschiedensten Gelegenheiten beobachten. Aber nie spielen sie eine so hervorragende Rolle in der Volkssitte wie zur Zeit der Sommersonnenwende, zu der wir die Not-, Hagel- oder Johannisfeuer (Taf. 3, Abb. 1) in fast allen Gegenden Deutschlands finden. Sinnlose, nichtssagende Spielereien sind diese Feuer nicht. Der Deutsche hat einen viel zu praktischen Sinn, als daß er solche unter sich hätte aufkommen lassen. Das Feuer des Holzstoßes hat ihn belehrt, wie die Luft von schädlichen Stoffen, nach volkstümlicher Auffassung von feindlichen Dämonen, gereinigt werden könne, und so entstand bei Seuchen oder ansteckenden Krankheiten das Notfeuer, gegen das schon die Synoden des 8. Jahrhunderts als einen heidnischen Brauch ankämpfen. Es war ursprünglich an keine bestimmte Zeit geknüpft, sondern wurde entfacht, wenn epidemische Krankheiten unter Menschen oder Vieh ausgebrochen waren, und zwar auf Beschluß und mit Hilfe

der ganzen Gemeinde. Zuvor wurden alle Feuer des Ortes ausgelöscht, denn nur Neufeuer oder wildes Feuer hatte reinigende Kraft. Dann zog alt und jung vor Sonnenaufgang nach einem festgesetzten Platz und brachte hierher Nahrung für das neue Feuer mit. Dieses mußte ein reiner Jüngling durch Reiben eines harten Holzes mit einem weichen entfachen (daher erhielt das Feuer den Namen „Notfeuer", d. h. durch Reibung erzeugtes Feuer), worauf jedes Glied der Gemeinde das Feuer nährte. Durch den brennenden Holzstoß wurde dann das gesamte Vieh der Gemeinde dreimal getrieben, bis die Menschen endlich selbst durch die Flamme sprangen. Zum Schluß nahm jede Familie etwas Feuer mit nach dem heimischen Herde, während die Asche auf Felder und Wiesen gestreut und den Tieren unter das Futter gemischt wurde.

Die Quellen berichten ausdrücklich, das Feuer sei gegen die Drachen angezündet worden, so die Luft verpesten. Nun trieben aber im Volksglauben die Drachen, d. h. die Krankheitsdämonen, vor allem in der Johanniszeit ihr Wesen, worüber uns ebenfalls mittelalterliche Quellen belehren. Daher kam man auf den Gedanken, der Gefahr der Verseuchung vorzubeugen und das abwehrende Feuer jährlich in dieser Zeit zu entzünden. So wurde das einmalige Notfeuer zum jährlich sich wiederholenden. Diese Sitte der Notfeuer zur Sommersonnenwende hat sich in Niederdeutschland bis ins 19. Jahrhundert in alter Frische erhalten; in anderen Gegenden ist sie jedoch schon länger verblaßt, und das Johannisfeuer ist nur als schwaches Abbild davon übriggeblieben. Auf die Art der Entfachung wird bei ihm nicht mehr gesehen, und an Stelle des heiligen Ernstes ist meist Scherz und harmlose Fröhlichkeit der Jugend getreten. Aber auch in dieser abgeschwächten Form erinnert manches an den lebendigen Volksglauben. Hier und da glaubt man noch heute, daß diese Feuer vor Krankheiten und Unwetter schützen. So errichtet der Steiermärker an seinem Feld ein solches Feuer und spricht dabei:

O heiliger Johanni und Donati,
Behüte unser Feld und unser Vieh
Vor Blitz und Donner und Schauertoben,
Auf daß wir euch immer und ewiglich loben.

Ähnliches geschieht in Bayern, Schwaben und anderen Gauen. In einigen Gegenden vertreibt nach dem Volksglauben das Hagelfeuer die Hexen. Auch den Sprung durch das Feuer können wir noch antreffen, in Oberdeutschland, wo der Bursche gemeinsam mit seinem Mädchen über das Feuer zu springen pflegt, in Mitteldeutschland, wo es die

Knaben tun. Nur mit dem Vieh ist man vorsichtiger geworden: man hütet sich jetzt, es durchs Feuer zu treiben, aber in mehreren Gegenden führt man es am nächsten Morgen über die Asche und glaubt, dadurch auch ihm gegenüber seine Pflicht zu erfüllen. An anderen Orten wird um das Feuer getanzt. Auch werden nach alter Weise zuweilen Blumen oder Bänder, ja selbst Gebäck in das Feuer geworfen, damit es die Dämonen holen und sich dabei verbrennen, und manches Mädchen will aus ihm seine Zukunft lesen.

In den Vorbergen der Sudeten sehen wir am Johannisabend Hunderte solcher Johannisfeuer leuchten. Sie machen schon an und für sich einen erhebenden Eindruck. Aber hinter ihnen flammt ein Stück alten Volkstums auf, das uns belehrt, wie unsere Vorfahren in ihrer Weise die Rätsel der Natur zu lösen suchten. Alles Eifern der Geistlichkeit gegen diese altheidnische Sitte, die mahnenden Worte des heiligen Elegius im 7. Jahrhundert wie die Bestimmungen dagegen, die von Burchard von Worms herrühren, sind vergeblich gewesen: auch heute wird man die Sonnenwendfeuer bei der deutschen Bevölkerung Böhmens nicht auszurotten vermögen, trotz der scharfen Verfügungen, die eine vom Slawentum beeinflußte Regierung gegen diese alte Sitte erläßt. Ja die Deutschen Böhmens haben an ihr sogar den nationalen Gedanken entfacht und sehen in dem Johannisfeuer ein Stück ihres Volkstums, das sie mehr als jede andere volkstümliche Sitte pflegen.

Für den Landmann ist der Sommer die Zeit der Arbeit, der Ernte. Für Festlichkeiten ist in diesen Monaten kein Raum. In den Städten nur regt sich hier und da fröhliches Leben. In manchen Gegenden sind die Schützenfeste von Pfingsten auf den Sommer verlegt, in anderen kommen sangesfrohe Brüder zusammen, um in gemeinsamem Chore ein deutsches Lied erklingen zu lassen. Denn Deutschland ist das Land des Gesanges, und das deutsche Wort „Lied", ohne das sich der Franzose den Deutschen gar nicht vorstellen kann, ist französisches Lehnwort geworden. Der Chorgesang deutscher Männer ist mit diesen nach England gekommen und über den Ozean in die Neue Welt gezogen. Und in Deutschland ist die Liebe zum heimatlichen Gesange mächtig gewachsen. Mag man an Tafeln sitzen, in Kränzchen oder in Bünden sein, der Gesang wird geübt, das Lied geliebt (von Reinsberg-Düringsfeld). Solche Zeit des gemeinsamen Sanges ist besonders die Sommerzeit, zu der in den Städten die Arbeit weniger drängt als im Winter. Und

wie die Alten, so treiben es die Jungen: als Wandervögel ziehen sie durch die Lande, und überall lassen sie das deutsche Lied erklingen.

Frohsinn und heiterer Lebensgenuß erreichen allerorten in Deutschland noch einmal ihren Höhepunkt im Herbste, wenn die Ernte vorüber ist und die Garben eingesammelt sind. Ob das Herbstfest auf ein altheidnisches Dankfest zurückgeht, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist es in seiner Art ein echt deutsches Fest geworden, worauf sich schon im Mittelalter jung und alt wochenlang freute. Dieses Herbstfest ist auch ein durchaus volkstümliches Fest, das Hauptfest der ländlichen Bevölkerung, und wenn es gleich seit alter Zeit einen kirchlichen Namen geführt hat, so ist doch jederzeit seine kirchliche Bedeutung ganz nebensächlich gewesen. Um dem volkstümlich heidnischen Treiben in dieser Zeit ein christliches Mäntelchen umzuhängen, hat die Kirche bestimmt, daß im Herbste jedes Jahres die Erinnerung an die Weihe der Kirche, die *Kirchweihe* und die damit verbundene *Kirchmesse*, gefeiert werde. Das ist die alemannische Kilchwih, Kilbi, die fränkische Kirbe, die mitteldeutsche Kirmes oder Kermse.

In dieser Zeit sind die Speicher mit neuem Getreide gefüllt, und der Bauer hat bereits begonnen, einen Teil des Viehes zu schlachten. Essen und Trinken stehen daher im Mittelpunkte dieser Festlichkeit, und die altgermanische Gastfreundschaft zeigt sich an diesen Tagen in manchen Gegenden in alter Frische. Wie in altheidnischer Zeit feierliche Gelage stattfanden, zu denen Verwandte und Freunde von nah und fern geladen wurden, so geschieht es an vielen Orten auch zur Kirmes. In den meisten Gegenden Deutschlands ist diese ein großes Familien-, ein Gemeindefest. Es wird geschlachtet, gebacken, gebraut wie zu einer Hochzeit. Nicht mit *einem* Tag ist die Feier abgetan, sondern meist dauert sie drei. Während sich die Alten am Essen und Trinken erfreuen, tummelt sich die Jugend im Tanze. Mancher alte Brauch unterbricht das eine wie das andere. In verschiedenen Gegenden wird in diesen Tagen ein Hammel oder ein Schwein ausgetanzt oder ausgekegelt, um dann gemeinsam genossen zu werden. In Thüringen pflegt man in feierlichem Ritt einen Hammel aus der Herde zu holen und zu schlachten, in Böhmen ist der Hahnschlag heimisch; auch hier wird der erschlagene Hahn gemeinsam verzehrt. In vielen Landesteilen ist mit der Kirmes ein Jahrmarkt verbunden, und in fränkischem Gebiete werden Aufzüge wie in der Fastenzeit abgehalten. Wie ein altes Opfer sieht eine sinnbildliche Handlung aus, die wir in einigen Gegenden, besonders Ober- und

Mitteldeutschlands, antreffen: das ist die alte Sitte, die „Kirmes zu begraben". Dies pflegt am letzten Tage der Feier zu geschehen. Im Zuge zieht man nach einem bestimmten Orte, gräbt hier ein Loch, wirft in dieses eine Flasche Wein oder, wie in Mitteldeutschland, eine Strohpuppe, in Niederdeutschland einen Pferdekopf mit Kuchen, Brot und anderen Dingen und bricht dann in ein geheucheltes Weinen und Klagen über das Ende der Kirmes aus. Die Freude unseres Volkes an der Natur läßt vermuten, daß dieses Klagen im Grunde der absterbenden Natur gilt. An solchem Kirmesfeste muß jeder in der Familie teilnehmen. Auch bei dem Gesinde muß die Arbeit ruhen; besondere Speisen und Geschenke müssen ihm an diesen Tagen gegeben werden. Wie volkstümlich gerade dieses Fest ist, lehrt am besten eine Tatsache: in Schwaben wird an einigen Orten das Fest nicht gefeiert. Der Volksmund sagt, daß den Bewohnern dieser Orte die Feier verboten worden sei, weil sie sich einer Freveltat schuldig gemacht hätten; in dem einen Orte haben sie einen Bettelmann verhungern lassen, in anderen haben sich in diesen Tagen einst Bettler oder Frauen im Streit erschlagen. Und doch begleitet auch dieses ausgelassenste aller deutschen Volksfeste ein ernster Zug, der namentlich auf alemannischem Gebiete heimisch ist: feierlich, bald prozessionsweise, bald in Familiengruppen, zieht man nach der Kirche oder nach einem Seelenamte hinaus zu den Gräbern der Verschiedenen, um ihrer auch an diesen Tagen der Lust zu gedenken und sie gleichsam an der allgemeinen Freude teilnehmen zu lassen.

In der Regel findet die Kirmes im Oktober statt, doch wird auch sie hier früher, dort später gefeiert. Noch einmal im Jahre vereint sich im nächsten Monat die männliche Bevölkerung der Gemeinde zu gemeinsamer Feier: am *Martinstage*. Daß wir es auch an diesem Tage mit einem alten volkstümlichen Feste zu tun haben, zeigt die Tatsache, daß in nichtgermanischen Ländern, wie in Frankreich, das Gedächtnis des St. Martin nur in der Kirche, und zwar mit allem möglichen Pomp, gefeiert wurde und noch gefeiert wird. Von einem volkstümlichen Feste zeigt sich hier keine Spur, während es in allen germanischen Ländern von der Schweiz bis nach Norwegen gleich und ganz allgemein ist. Im Mittelpunkte dieser Feier steht der Martinsschmaus und der Martinstrunk, wogegen bereits die Synode zu Auxerre im Jahre 590 als gegen eine heidnische Sitte geeifert hat. Da wir es hier mit rein germanischen Bräuchen zu tun haben, mag St. Martin nach seiner Heiligsprechung an Stelle einer germanischen Gottheit getreten

sein, der zu Ehren in früherer Zeit unsere Vorfahren für den Segen der Herden, in späterer für die Früchte des Gartens und des Weinstocks Opfer und Spenden brachten. Denn St. Martin galt bald als Schutzpatron der Herden und des Geflügels unter den Haustieren, und die Winzer riefen ihn an, daß er die Trauben wachsen und gedeihen lasse. Vor allem wurde ihm die Gans als heiliges Tier zugeschrieben, weshalb noch in unserem Jahrhunderte am Martinstage der Gänsebraten ein allgemeines Gericht von den Alpen bis zu den norwegischen Fjorden ist. Sebastian Franck sagt in Anlehnung an Bohemus: „St. Martins fest celebriert diss volck wunder ehrlich. erstlich loben sie Martin mit gutem wein, gänsen, biss sie voll werden. vnselig ist das hauß, das nicht auff diese nacht ein ganß zu essen hat; da zepffen sie ihre newe wein an, die sie bisher behalten haben, da gibt man auff diesen tag den armen ein gute notturfft." Mag man nun dieses Fest auf heidnische Zeit zurückführen oder nicht, auf alle Fälle spricht aus dem Gedächtnismahl und der Feier der Drang des deutschen Gemüts nach Dankbarkeit gegen eine höhere Macht, in deren Hand man sich befindet, und dadurch zugleich der religiöse Sinn unseres Volkes.

Außer Schmaus und Gelage knüpfen sich an den Martinstag noch andere Sitten, die wir an den verschiedenen volkstümlichen Festen schon beobachtet haben. So pflegte man früher allgemein am Martinsabende Feuer zu entfachen, wozu man Holz, Reisig, Körbe und anderes Material in der Gemeinde sammelte. In einigen Gegenden durchziehen die Kinder noch heute mit Lichtern die Straßen des Ortes. Oft treffen wir auch das Martinssingen an: Kinder gehen im Zuge von Haus zu Haus, singen das Lob des heiligen Martin und sammeln dabei alle möglichen Gaben ein. Auch Vermummungen finden wir am Martinstage, besonders in Norddeutschland. Endlich darf auch hier und da ein besonderes Gebäck in dieser Zeit nicht fehlen, das z. B. in Schlesien Martinshörndl heißt.

Mit dem St. Martinstage schließt der Kreislauf der volkstümlichen Feste der Deutschen. Sie wurzeln alle mehr oder weniger in der Abhängigkeit des Volkes von der Natur, sie zeugen allerorten für die Freude an einem heiteren Lebensgenusse, an der Natur, an harmlosem Scherze, an Poesie und Gesang. Auf der anderen Seite sprechen sie aber auch für die heilige Scheu, die der Deutsche jederzeit vor dem höheren Wesen gehabt hat, und für den Drang nach Dankbarkeit, der zur Natur unseres Volkes gehört.

4. Deutsche Sitten und Bräuche bei den wichtigsten Beschäftigungen und in den verschiedenen Ständen.

Eine weitere Reihe Sitten und Gebräuche, aus denen das Wesen unseres Volksstammes spricht, knüpft sich an die mannigfachen Beschäftigungen, die dem Deutschen den Unterhalt für sich und die Seinen gewähren. Als die Germanen in die Geschichte eintraten, überwog bei ihnen die Weidewirtschaft. In ihren Herden bestand ihr Reichtum, vom Gedeihen der Herden war mehr oder weniger ihr Wohlstand abhängig. Daher wurde diesen besondere Aufmerksamkeit gewidmet: durch alle möglichen Handlungen pflegte man sie unter den Schutz der Götter zu stellen und diesen nach dem Heimtrieb bei Beginn des Winters ein Stück Vieh als Opfer darzubringen. Viele von diesen religiösen Handlungen haben sich in Sitte und Brauch geflüchtet und sind bei der Landbevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten. Außer der Weidewirtschaft kannten aber die Germanen auch den Ackerbau, der durch den Verkehr mit den Römern in zweckmäßigeren Betrieb gebracht wurde, und der seit dem Ausgang der Völkerwanderung den Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens bildete. Auf dieser Stufe wirtschaftlichen Lebens blieb der überwiegend größere Teil unseres Volkes bis zum Beginn der Neuzeit, und auch heute noch herrscht auf weiten Gebieten unseres Vaterlandes der Ackerbau vor; die Viehzucht hat sich mit diesem verbunden, ist ihm aber in den meisten Gegenden untergeordnet worden. Noch mehr als der Hirt ist der Landmann von der ihn umgebenden Natur abhängig, und von dem Bewußtsein dieser Abhängigkeit ist er vollständig durchdrungen.

Wie noch heute der Bauer in banger Sorge nach dem Himmel schaut, wenn das Getreide der Reife entgegengeht oder gemäht auf den Feldern liegt, so hat er es auch in alter Zeit getan. Aber während er jetzt ein inbrünstiges Gebet zum Himmel sendet, hat er früher die schädigenden Dämonen seines Glaubens ähnlich wie der Hirt durch magische Handlungen unschädlich und wohlwollende Gottheiten sich geneigt zu machen gesucht. Auch diese Handlungen haben sich zum großen Teil in alter oder neuerer Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Gerade bei der Landbevölkerung zeigt sich dieses Hängen am Überlieferten am ausgeprägtesten: die ewig gleiche Natur hat den Landleuten den steten Sinn gepredigt, der bei dem bedächtigen Wesen der germanischen Rasse Aufnahme und Pflege gefunden hat. Im deutschen Bauer gebiert

sich so das deutsche Volk immer wieder, wenn fremde Einströmungen einen Teil der volkreichen Städte entnervt haben. Zum Feldbau hat sich später der Obst- und in verschiedenen Gegenden der Weinbau gesellt, und die Sitten, die an jenem hafteten, sind auf diese Beschäftigungen übertragen worden.

Neben diesen alten bildeten sich im Mittelalter neue Erwerbszweige heraus: in den Mauern der Städte entstand das Handwerk, entfaltete sich der Handel. Der Handwerker und der Kaufmann sind gezwungen, den Verhältnissen, den Zeiten, ihrer Umgebung Rechnung zu tragen. Sie dürfen nicht beim Alten beharren, sondern müssen vorwärts streben. Daher sind die Städte der Sitz des Fortschrittes, der Weiterentwickelung unseres Volkes geworden, und der Drang nach Neuerung und Fortschritt ist in ihnen um so größer, je reger der Verkehr mit anderen Städten und Ländern ist, und je mehr die Bevölkerung wächst und fremde Bestandteile in sich aufnimmt. Wohl haben bis in unsere Zeit manche Städte noch ein halb ländliches Aussehen bewahrt, und ein großer Teil der Bürger treibt außer seinem Handwerk auch Ackerbau, aber solche Städte verschwinden durch die neueren Verkehrsmittel immer mehr, und schon hat sich die emporstrebende Industrie eines Teiles des flachen Landes bemächtigt und von hier die ländliche Bevölkerung verdrängt oder sie von sich abhängig gemacht. In jene Städte ist nun auch in früherer Zeit ein Teil der alten Sitten und Bräuche zugleich mit der ländlichen Bevölkerung eingezogen; hier aber fanden diese keinen Grund und Boden, sie wurden entweder verdrängt und durch neue ersetzt oder umgestaltet. Und doch zeigen auch diese neuen Bräuche in den Städten denselben Grundton germanischen Wesens, den man bei den ländlichen Sitten und Gebräuchen herausfinden kann; nur dort ist er verwischt worden, wo ein internationaler Kaufmannstand die Herrschaft erlangt oder falsche Heilsapostel unsere Volksseele vergiftet haben. Aber auch in solchen Orten bewahrt der Mittelstand meist seine alten Sitten und mit ihnen die unverdorbene Volksseele.

Frühe in der geschichtlichen Zeit des deutschen Volkes tritt die Weidewirtschaft in den Hintergrund. Daher kennen wir keinen eigentlichen Hirtenstand. Allein die Viehzucht ist in allen Ländern deutscher Zunge ein wesentlicher Bestandteil der Landwirtschaft, ja sie überwiegt in einigen Gebieten, wie in den Alpen, den rauheren Gegenden des Mittelgebirges, den norddeutschen Marschen, den Ackerbau, und man kann sogar sagen, sie steht dort im Mittelpunkte des wirtschaftlichen

Lebens. Dabei tritt, je nach der Beschaffenheit des Bodens, die Pflege dieser oder jener Tierart in den Vordergrund. Diese rege Beschäftigung mit der Viehzucht ist unstreitig ein Überbleibsel der alten Weidewirtschaft, und wie sich somit diese selbst, wenn auch in etwas anderer Form, erhalten hat, so finden wir auch viele Sitten und Gebräuche, die in alter Zeit schon bestanden haben, bei denjenigen, welchen die Pflege des Viehes vor allen zukommt, bei den Hirten. Zu diesen nahm man in früherer Zeit allgemein, heute nur noch hauptsächlich in den Alpen, jüngere Leute, denen die Obhut über das im Freien weidende Vieh die erste Stufe ihres bäuerlichen Berufes war.

Aber nicht nur die Hirten, sondern auch der Besitzer des Viehes selbst und alle seine anderen Leute nehmen regen Anteil an dem Gedeihen der Haustiere und suchen es durch alle möglichen Maßnahmen zu fördern und Krankheiten von ihm fernzuhalten. Wohl hat es den Anschein, als ob sich diese Maßregeln, diese Sitten und Bräuche aus rein sachlichen Rücksichten erklärten, und zweifellos haben diese auch ganz wesentlich dazu beigetragen, das Alte Jahrhunderte hindurch zu erhalten, allein sie sind unterstützt worden durch das rege Interesse, das der Deutsche für alles Getier hat, das sich in seiner Umgebung befindet. Aus seinem Verhalten diesem gegenüber spricht ebensosehr sein kindlicher Sinn wie sein tiefes Gemüt. Mit welcher Freude werden z. B. allerorten die Zugvögel bei ihrer Rückkehr im Frühjahr begrüßt! Sie gelten als heilige Tiere, und niemand darf ihnen ein Leid zufügen. Welche Gemütstiefe spricht aus seinem Benehmen gegen die Schwalbe, das Rotkehlchen, den Storch! Wenn die Schwalben kommen, öffnet der westfälische Hausvater das Tor der Scheune und ladet den alten Hausfreund feierlich zum Einzuge ein. In Hessen wurde lange Zeit die Ankunft der ersten Schwalben vom Turmwächter angezeigt und von der Ortsbehörde öffentlich ausgerufen. Mit der Schwalbe zieht Friede in das Haus, und wo Unfriede waltet, verläßt der Vogel alsbald seine Niststätte. In dem Gebäude, wo die Schwalbe ihr Heim aufgeschlagen hat, bricht kein Feuer aus, schlägt kein Blitz ein. Wehe dem, der diesem Tiere etwas zuleide tut: ihn verfolgt das Unglück auf Schritt und Tritt, seine Kühe geben rote Milch oder gar keine, seiner Wohnung droht fortwährend Feuersgefahr, seiner Familie Krankheit und Tod. Eine ähnliche Bedeutung in der Volksauffassung und infolgedessen auch denselben Schutz genießen das Rotkehlchen, das Rotschwänzchen, die Bachstelze und besonders der Kreuzschnabel, den der kindlich-fromme Sinn des Deutschen

mit Christi Leidensgeschichte in Verbindung brachte. Er hängt namentlich in den Waldgegenden Mitteldeutschlands vor vielen Häusern, ja man bringt ihn an das Bett des Kranken, da er die Krankheit an sich zieht und vor Beherung schützt. In Norddeutschland ist der Storch oder der Herrgottsvogel, wie er öfter genannt wird, das heilige Tier, dem man ein Wagenrad auf das Dach legt, damit er im Gehöfte niste und Glück und Kindersegen bringe. Er ist zugleich der Prophet des Hauses: wie es ihm und den Seinen ergeht, so ergeht es auch der Familie des Hauses, auf dem er sein Nest hat.

Neben diesen freien Tieren der Vogelwelt spielen eine besondere Rolle im Gemütsleben unseres Volkes die Bienen, die freilich in vielen Gegenden zu den Haustieren gerechnet werden und deshalb schon aus Gründen der Zweckmäßigkeit dieselbe Sorgfalt fordern wie diese. Bienen wegfangen wurde nach den mittelalterlichen Gesetzen und Weistümern schwer geahndet. Wer sie tötet, ist nach altem Glauben dem Teufel verfallen, ja man darf nicht einmal von ihnen sagen, wie von anderen Tieren, daß sie „fressen“ oder „krepieren“: sie essen und sterben. Daß ihnen in erster Linie der Tod des Hausherrn angesagt wird, ist S. 32 hervorgehoben worden.

Ein Volk, das solchen Anteil an dem Geschick der Tiere in der freien Natur nimmt, mußte natürlich auch großen an den Geschöpfen nehmen, mit denen es selbst jahraus jahrein unter einem Dache lebte, von deren Wohlbefinden zum Teil der eigene Wohlstand abhängig war: an den Haustieren. Solange das Vieh im Stalle war, wurde alles aufgeboten, um Krankheiten von ihm fern zu halten. Im Mittelalter besuchte jeder Landmann allabendlich sein Vieh, beobachtete es scharf und genau, um zu sehen, ob nicht aus der Gebärde des einen oder anderen auf eine Krankheit oder Schwäche zu schließen sei. Auf der Schwelle oder an den Pfosten der Stalltür wurden und werden noch heute in kindlich einfältigem Aberglauben heilige Zeichen angebracht: ein Hufeisen oder der Drudenfuß oder drei Kreuze mit den Buchstaben C + M + B + (Caspar, Melchior, Balthasar) oder die Maigerte, mit der das ausziehende Vieh geschlagen worden ist, und andere geweihte Zweige. Durch alle diese Mittel sollen die bösen Geister, die Krankheitsdämonen, ferngehalten werden. Zu gleichem Zwecke wird das Vieh mit geweihtem Oster- oder Pfingstwasser besprengt, gibt man ihm in der Johannisnacht oder in den Zwölf Nächten gewisse Kräuter mit Mehl und geweihtem Salze, macht ihm selbst ein Kreuz auf die Stirn und dergleichen. Das Vieh darf nicht beschrieen werden, und wer in den Stall tritt, muß „Glück in Stall“ sagen. Zu den Stallungen wählt man in der Regel die wärmsten Räume des ganzen Gebäudes. Jede Tierart hat ihren Schutzheiligen, an dessen Namenstage man um Gesundheit für das Vieh zu bitten und dem Geistlichen Spenden zu bringen pflegt. Auch das Vieh zu schlagen oder gar zu quälen, ist streng verboten. So schreiben die Tiroler Weistümer vor: „Der schweiner (Schweinehirt) soll mit den schweinen nit grob sein, auch nit mit großen pengl (Prügel) oder stecken und geißlen umgehen und nit mit stein werfen“, und selbst wenn sich das Vieh auf die umzäunten Wiesen oder auf fremden Grund und Boden verirrt hat, darf es nicht geschlagen oder gestoßen werden, sondern man soll es, wie es in einem anderen Weistume heißt, „tugenlich daruß triben“. Geht man doch so weit in der Fürsorge für das Vieh, daß man in verschiedenen Gegenden Oberdeutschlands sogar seinem Heimweh zu steuern sucht. Will sich eine neugekaufte Kuh nicht eingewöhnen, und sieht man, daß sie nur wenig frißt und infolgedessen nicht gut gedeiht, so führt man sie über ein Tuch und gibt ihr von den Brosamen des eigenen Tisches zu essen, damit sie sich an die neue Familie gewöhne und merke, daß sie auch im neuen Heim gewissermaßen als Familienglied gelte.

Ebenfalls einen Einblick in das Gemütsleben des deutschen Hirten und Landmannes gewährt ferner die Namengebung des Viehes. Vor allem im Alpengebiete, aber auch in West- und Norddeutschland hat fast jede Kuh ihren Namen; in Mitteldeutschland sind es besonders die Rosse, die man in ähnlicher Weise wie Menschen zu nennen und zu rufen pflegt. Durch diese persönliche, trauliche Benennungsweise wird das Tier gewissermaßen fester an den Menschen gekettet. Bald haben Geburtstage oder Geburtsmonate des Tieres den Namen für das Tier hergeben müssen, bald war seine Farbe oder Gestalt Veranlassung zu diesem. Häufig finden wir aber den Tieren, namentlich den Pferden, auch menschliche Taufnamen beigelegt. Wenn das Tier zu derselben Zeit geboren wird wie ein Knabe oder ein Mädchen in der Familie, so bekommen beide in verschiedenen Gegenden Deutschlands denselben Namen. In Westfalen ist die Namengebung des Rindviehs eine feierliche Handlung, die am Morgen des 1. Mai vollzogen wird. Diese Namengebung erstreckt sich auch auf diejenigen Tiere des Hauses, die wir dort finden, wo keine Viehzucht, kein Landbau getrieben wird, und die daher keine Tiere sind, die zum eigentlichen Haushalt gehören, auf Hund und Katze. Beide Tiere fanden sich früher in den meisten Familien, und in erster Linie war es der Hund, der stete Begleiter seines Herrn, der

Wächter des Hauses, der Freund und Spielkamerad der Kinder, der nirgends fehlen durfte. Seine Treue und Anhänglichkeit haben ihn wie andere Haustiere von jeher zum lebenden Inventar der deutschen Familie gemacht, und dies Tier mit seinem Gattungsnamen zu nennen, gilt noch heutigestags als hart und herzlos; jeder Hund hat seinen Namen, durch den er gewissermaßen Mitglied der Familie geworden ist.

Die wichtigsten regelmäßig wiederkehrenden und zugleich ältesten Sitten und Bräuche im Hirtenleben und bei der Viehzucht finden wir beim **Austrieb und Heimtrieb des Viehes**. Fast überall, wo Viehzucht zu Hause ist, müssen die Tiere den Sommer im Freien zubringen, weil sie in reiner Luft und bei frischem Futter besser gedeihen. In den meisten Gegenden Deutschlands werden heute allabendlich die Tiere in die Ställe getrieben, und nur in einzelnen, vor allem in den Alpen, läßt man sie auch während der Nacht im Freien. Aber in dem einen wie in dem anderen Falle hält man an den alten Sitten, die sich an Aus- und Heimtrieb knüpfen, noch heute vielfach fest, und zwar auch dort, wo die Tiere keiner besonderen Obhut bedürfen. In erster Linie ist die Zeit des Austriebes reich an solchen alten Sitten und frommen Bräuchen. Sie fällt in den Anfang des Mai, in die Zeit um Pfingsten, und wie zu dieser allgemein die Frühjahrsfeuer lohen, so zündet auch der Hirt ein Feuer an, wenn er seine Tiere zum ersten Male auf die Weide führt. Wie die alten Notfeuer haben diese Feuer für sein Vieh reinigende Kraft: sie halten die schädigenden Krankheitsdämonen während des Sommers fern, weshalb in früherer Zeit die Herde durch das Feuer getrieben wurde, bevor sie zur Trift ging. Ein alter Brauch hat sich vielfach erhalten. In Westfalen z. B. schlägt vor dem Austrieb der Hirt die junge Kuh, die noch nicht gekalbt hat, die „Stärke“, mit der Fruchtrute oder Maigerte, einem Zweige der Eberesche, in Gegenwart der Hausgenossen dreimal auf ihr Kreuz, ihre Hüfte und ihr Euter und spricht dabei:

> Quick, quick, quick,
> Miälk (Milch) in dinen Strick (Zitze).
> De Sap (Saft) es (ist) in den Biärken (Birken),
> Een Namen kritt (kriegt) de Stärken,
> Den Namen sast du genaiten (sollst du genießen):
> Bunte lêve (Bunte Liebe) sast du haiten.

Diese Lebensrute, durch die das frische Leben im Reise Fruchtbarkeit des Tieres erwecken soll, und die auch andere Völker kennen, wird dann an der Stalltüre befestigt (vgl. S. 76).

Zu diesen volkstümlichen Bräuchen haben sich frühzeitig christliche Sitten gesellt. In verschiedenen Gebieten Oberdeutschlands geht der Hirt allein oder mit seinem Bür vor dem Austrieb ins Gotteshaus und betet hier zum Schutzheiligen des Viehs für dessen Gedeihen. Dann besprengt er die Tiere mit geweihtem Wasser. In anderen Gegenden werden die Kühe mit heiligem Salze bestreut oder mit geweihtem Brote gefüttert, damit sie wohlgenährt und gesund von der Weide zurückkehren.

Auch das **Leben des Hirten auf der Weide** ist ein Stück Poesie. Unter Gesang treibt er noch in vielen Gegenden sein Vieh aus, das hier und da mit Kräutern und Blumen geschmückt ist; auf den Bergen, besonders in Tirol, ist das Lied oder das Alphorn der stete Begleiter des Sennen. Überhaupt hat der Kuhhirte Oberdeutschlands eine fröhliche, heitere Natur. Er steht in dieser Beziehung fast im Gegensatze zu dem mehr ernsten Schäfer Mittel- und Norddeutschlands, der auf etwas öderer Trift seine Herde in Gemeinschaft mit seinem treuen Hunde weidet. Aber doch berühren sich beide in ihrem religiösen Sinne. Denn wenn aus dem Tale herauf nach den Bergen die Abendglocke ertönt, dann fällt der Senne auf seine Knie, um sein Abendgebet zu sprechen, und ebenso zieht der Schäfer seinen Hut vom Kopfe und faltet die Hände zum Gebet, wenn die ersten Klänge der Kirchenglocke hörbar werden. Unsere Schäfer zeigen ferner bis in die Neuzeit Züge, die tief in unserer Volksart wurzeln. Die Untätigkeit des Körpers bei ihrer leichten Arbeit läßt ihren Geist sich üben, läßt sie die Natur, den Zug der Wolken und Wetter, das Gebaren der Tiere genau beobachten, läßt sie auf die Kräuter achtgeben, die das Wohlbefinden der Herde fördern. Die grübelnde Natur unseres Stammes und der Drang nach Beschäftigung lassen auch diese schlichten Männer des Volkes nicht arbeitslos in den Tag hineinleben, sondern haben sie zu Denkern des Volkes gemacht. So sind unsere Schäfer Wunderdoktoren und Wetterpropheten geworden, zu denen noch heute der Mann aus dem Volke oft seine Zuflucht nimmt, wenn er von Krankheiten befallen ist oder die Witterung Tage vorauswissen möchte. Und daneben hat sich in ihrer Einsamkeit ganz besonders der Sinn für geheimnisvolle Gedankengänge entwickelt, der ja dem Deutschen mehr eigen ist als den meisten anderen Völkern, und hat sie zu Männern gemacht, die in schlichter Weise die zukünftigen Ereignisse zu wissen wähnen. Es sei nur an die Voraussagen des Schäfers Thomas erinnert.

In ähnlich feierlicher Weise, wie im Frühlinge der Hirt seine Herde ausgetrieben hat, bringt er sie zu Anfang des Winters, meist im Oktober

oder Anfang November, wieder heim. Auch beim Heimtrieb wird kein Unterschied gemacht, ob das Vieh während des ganzen Sommers und Herbstes oder nur während des Tages in der freien Natur gewesen ist. Wenn in den Alpen die Herde heimwärts kommt, da hört man in den Tälern nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen. Geschmückt und unter dem harmonischen Klange der Kuhglocken ziehen die Herden in die Täler. Nur wenn sich Tiere „verfallen“ haben, d. h. umgekommen sind, verläßt die Herde ungeschmückt und klanglos die Berge. Auch der Hirt in Mittel- und Norddeutschland schmückt am letzten Weidetage sein Vieh und kehrt unter Gesang und Peitschenknall fröhlich heim, denn wie den Sennen der Alm erwarten auch ihn Geschenke und frohe Stunden, die ihm der Bauer bereitet.

Während sich dem Hirtenleben und der Viehzucht eine gewisse Eintönigkeit, trotz der sinnigen und poetischen Züge, die sich hier und da finden, nicht absprechen läßt, zeigt die Beschäftigung mit dem Acker- und dem verwandten *Obstbau* einen fortwährenden Wechsel der Arbeit. Schon die Mannigfaltigkeit der *Feldfrüchte* bedingt ihn. Daher sind hier die volkstümlichen Sitten und Bräuche ungleich zahlreicher als bei der Viehzucht. Aber auch bei dieser Beschäftigung können wir zwei Zeitpunkte wahrnehmen, die die anderen an Wichtigkeit überragen, wie bei dem Hirtenleben die Zeit des Aus- und Heimtriebes: das sind die Tage der Aussaat und die der Ernte, die heiligen Tage, die Festtage des Landmanns.

Der deutsche Landmann ist die konservativste Natur, die man sich denken kann. Er wurzelt mit allen Fasern seines Lebens in dem Stück Land, das er sein eigen nennt. Lieber will er seine Freiheit opfern als den Grund und Boden aufgeben, auf dem er geboren ist. Hieraus erklärt es sich, daß schon im frühen Mittelalter viele Freibauern, die ihr unbewegliches Eigentum nicht mehr halten konnten, es einem Mächtigeren übergaben, um es von diesem als Lehen wiederzubekommen. Noch heute geben in verschiedenen Strichen Oberdeutschlands die jüngeren Geschwister ihr Erb- und Pflichtteil auf, wenn der älteste Bruder nach dem Tode des Vaters das Gut übernommen hat, um nur auf dem väterlichen Sitze weiterleben zu können. Diese Liebe des Landmanns zur Heimat geht aber nicht zum kleinen Teil zurück auf die Liebe zu der Natur, die ihn von Jugend an umgeben hat, die die erste Poesie seines Lebens gewesen ist, die gleichsam Anteil an allen seinen Freuden und Leiden genommen hat. Man kann den Älpler in die fruchtbarsten Gegenden bringen, man mag dem Bauern der mitteldeutschen Bergländer

das schönste Los vormalen, immer wird es jenen nach seinen Bergen, diesen nach seinen Wäldern mit Allgewalt ziehen, wie den norddeutschen Seemann nach seinem Meere. Und mit diesem Hängen an der Heimat steht in engster Verbindung das Hängen an alter Sitte, an altem Brauche. Auch in dieser Hinsicht ist der deutsche Bauer eine durchaus konservative Natur: in keinem Stande hat sich so viel Altes bewahrt wie bei ihm. Aus all diesen bäuerlichen Sitten spricht aber das innige Verwachsensein mit der Natur. „Mensch und Natur“, sagt Hugo Elard Meyer mit vollem Rechte, „stehen bei unserem Volke in regstem Wechselverkehr, in einem persönlichen Doppelverbande zueinander. Die Natur ist dem Landmann nicht nur ein Gleichnis, eine nur poetisch empfundene Analogie des menschlichen Lebens, sondern ihr Tun und Leiden ruft auch wirklich ein ähnliches Tun und Leiden im menschlichen Leben hervor.“ So spricht durch gewisse Vorgänge und Erscheinungen die Natur zu dem Menschen, wie anderseits der Mensch durch magische Handlungen die Natur zu dem zu bewegen sucht, wonach Sinn und Herz sich sehnen. In dieser kindlichen Auffassung der Dinge wurzelt der größte Teil alter Sitten und Bräuche unserer Landleute. Der uralte Trieb unseres Volkes, der in grauer Urzeit die Macht der Umwelt gefühlt und aus diesem Gefühle heraus die Dämonen und Götter geschaffen und die Opfer dargebracht hat, ist noch nicht erstorben; er ist der reinste Ausdruck wahrer Religiosität, den das Christentum nur neu belebt und befruchtet hat.

In den meisten Gegenden Deutschlands wird keine *Feldarbeit* ohne Gebet und Spende verrichtet. Bevor der Pflug die mütterliche Erde aufbricht, betet der Landmann in dem Gotteshause oder vor dem Pfluge sein stilles Vaterunser. In den katholischen Ländern West- und Oberdeutschlands werden Pflug wie Zugochsen mit Weihwasser besprengt, und nicht selten brennt an jenem die geweihte Kerze. An vielen Orten wird der Pflug über ein Brot geführt, das dann entweder den Armen oder dem Zugtier und dem Knecht gegeben wird. Weit verbreitet sind namentlich im katholischen Oberdeutschland die Wallfahrten und Flurprozessionen, die Nachkommen der alten Flurumgänge mit Feuer. Man zieht unter Gebet, Gesang und Musik mit Fahne und Kreuz oder der Hostie um die Flur oder das Dorf und macht an vier Ecken vor laubgeschmückten Altären Halt, um je einen Abschnitt aus den vier Evangelien anzuhören. Ist das Feld zum Empfang der Saat hergestellt, so beginnt mit der *Aussaat* vielenorts noch heute eine heilige Zeit, in der man sich aller Vergnügungen enthält. Damit die

Feldfrucht gedeihe, muß vor allem die mütterliche Erde ihre Kraft geben. Daher bringt man dieser in vielen Gegenden Spenden, nachdem man unter tiefstem Stillschweigen die heilige Aussaat vollendet hat. Wie schon im 10. Jahrhundert die Angelsachsen nach vollbrachter Aussaat mit Milch geknetetes Brot in die Erde vergruben, so tut man es noch heute in manchen Gegenden Deutschlands. Aber auch die junge keimende und aufgehende Saat sucht man im voraus ihren schlimmsten Gegnern, namentlich vor Vögeln und Gewürm, zu schützen: man wirft diesem Getier eine Handvoll Getreide hin und spricht dazu einen Zauberspruch, der die schädigenden Tiere fernhalten soll. So sagt der Thüringer Landmann:

Mein Weizen will ich säen,
Die Vögel sollen Erden fressen
Und meinen Weizen lassen stehen!
Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und heiligen Geistes †.

In derselben Gegend wirft der Sämann die ersten Körner an die Außenseiten des Ackers und spricht dazu die Worte: „Das ist für die Vögel." Oder in der Rheinpfalz wehrt man sich gegen Schneckenschaden, indem man die Körnerspende hinwirft und dazu sagt:

Da tu ich meinen Samen hinschmeißen,
Daß mir die grauen, die schwarzen und die weißen
Den Samen nicht abbeißen.

Eine besondere Rolle spielt bei diesem Aussaatspenden das Ei, das in den Acker vergraben oder dessen Schalen auf den eben besäten Acker geworfen werden, und das der Sämann vor seiner Arbeit gegessen haben muß. Es soll dadurch das keimende Leben des Eies auf den Acker übergehen und diesen fruchtbar machen. Diesen altheidnischen Bräuchen haben sich christliche zugesellt. Auch an die Aussaat macht sich der Bauer nie ohne Gebet oder ein „Mit Gott!" oder „Zur Ehre Gottes und zum Seelenheil!". Zuweilen ist auch ein bestimmter Saatsegen bekannt, den der Bauer unter Entblößung seines Hauptes spricht, indem er unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit eine Handvoll Saatkorn nach Osten wirft. So spricht er in Baden:

Hier stehe ich auf Gottes Land,
Ich säe aus meiner Hand,
Der Herr behüte dich vor Putz (hier = Bilwisschnitter) und Brand.

In dem katholischen Oberdeutschland wird noch vielfach das Saatkorn mit Weihwasser besprengt, wie es hier und da in Franken auch der Priester einsegnet, damit der gefürchtete Bilwisschnitter der jungen Saat

nicht schade, jene mythische Gestalt unseres Volksglaubens, die nächtlicherweile mit ihrem Sichelschuhe durch die Furchen der Felder geht und die Saat strichweise vernichtet. Beim ersten Auswurf wird die Gottheit um Schutz gegen alle bösen Mächte angefleht, und nur selten wird die Handlung ohne Gebet geschlossen. Ganz ähnliche Bräuche finden wir auch beim Säen des Flachses und Hanfes, beim Pflanzen des Krautes und anderer Feldfrüchte. So fehlen bei der Aussaat des Flachses die Körner nicht, die man, z. B. in der Oberpfalz, dem Holzfräulein in die Büsche des nahen Waldes wirft, und ebensowenig der Wunsch- und Segensspruch, daß der Flachs groß und stark werde. So sagt der Bauer in Schleswig-Holstein beim Flachssäen:

Flass, ick streu dy in den Sant,
Du must wassen as (wachsen wie) en Arm dick
Und as en Kaerl (Mann) lank.

Aus all diesen Bräuchen spricht der Glaube an eine höhere Macht, der gegenüber der Mensch hilflos ist.

Zahlreich wie bei der Aussaat sind auch bei der Ernte die alten Sitten und Bräuche. Auch sie wird nie ohne Gebet begonnen. Der Bauer begibt sich mit den Schnittern zuvor ins Gotteshaus und bittet Gott in der heiligen Messe um günstiges Wetter, oder er fällt vor der ersten Mahd unter freiem Himmel auf seine Knie und erfleht den Segen des Himmels zur Arbeit, die eben beginnen soll. Der Feierlichkeit der Handlung soll auch durch die Kleidung Ausdruck gegeben werden. In Sonntagskleidern gehen die Siebenbürger Sachsen am ersten Mähtage hinaus aufs Feld, nachdem die Mäher gemeinsam dem Gottesdienst beigewohnt haben, und ist die erste Garbe in der Gemeinde geschnitten, dann trägt sie der Bauer zum Pfarrer, der für den nächsten Morgen alle Umwohnenden zum Gottesdienste ruft. Wehe dem, der diesen meidet! Eine Sage berichtet, daß ein Nachbar, der dies getan habe, bald darauf eines jähen Todes gestorben sei. In Nord- und Westdeutschland wird in verschiedenen Gegenden die Ernte eingeläutet. Auch hier schmücken sich die Mäher und ziehen in feierlichem Zuge hinaus aufs Feld, um mit einem „Walt's Gott!" die Arbeit zu beginnen. Am Tage, da die Ernte ihren Anfang nimmt, werden vor allem in Mitteldeutschland bessere Speisen genossen als gewöhnlich; hier und da wird auch Kuchen gebacken.

Als besonders heilig gelten die ersten Ähren, die erste Garbe. In vielen Gegenden Deutschlands werden von jedem Schnitter oder wenigstens von dem Vormäher drei Ähren vor Beginn der Mahd abgeschnitten

und an die Lenden gebunden: sie schützen gegen Kreuzschmerzen und verhüten Verwundung durch Sense oder Sichel. Zuweilen werden die drei ersten Ähren kreuzweise auf den Acker gelegt oder, z. B. in der Oberpfalz, an der Haustüre festgenagelt; hier wie dort sollen sie schädigende Geister von Feld und Haus fernhalten. In Thüringen werden diese ersten Ähren des Nachts hinter das Scheunentor gestellt und sind hier für die Engel bestimmt. In früherer Zeit diente die erste Garbe zum Schutze gegen den schädigenden Drachen, wovon noch die Chemnitzer Rockenphilosophie, jenes bekannte Werk über Aberglauben aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, zu erzählen weiß, oder gegen die Mäuse in der Scheune, denen man noch heute in einigen Gegenden Thüringens die erste Garbe auf die Tenne wirft. Diese Bräuche sind Reste der alten Verehrung des Vegetationsdämons. Hieran erinnern auch die feierliche Überreichung der ersten Garbe an den Gutsherrn in dem größten Teile des altsächsischen Gebietes, das Salz und Brot, das in fränkischem Gebiete in die erste Garbe gebunden wird, oder der Johanniswein, mit dem man sie besprengt.

Ähnliche Handlungen wie die, welche sich an die erste Garbe und an den Anfang der Mahd knüpfen, finden wir dann auch bei der letzten Garbe, bei dem Schlusse der Ernte. Auch aus ihnen spricht ein Stück Religion und Poesie unseres Landvolkes, das sich in Taten äußert, wie ja anderseits auch den Schnitt des Getreides hier und da das Lied oder harmloser Scherz begleitet. Nirgends fehlt die Mittagsruhe, denn in den Mittagsstunden streicht die „Mittagsmutter“ durch die Felder und verwirrt den Mähern das Haar. Am Abend aber ziehen die Schnitter unter dem Gesange alter Volkslieder, aus denen mehr ernste als heitere Stimmung spricht, heimwärts, denn der Schnitt des Getreides selbst stimmt sie ernst, als ob sie mit ihm ein Stück Leben in der Natur vernichtet hätten. Ist dann der Schnitt beendet, so tritt die letzte Garbe in den Vordergrund der Handlung. Bald bleibt sie auf dem Felde stehen, bald wird sie unter feierlichen Förmlichkeiten zum Gehöft gebracht. Das erstere scheint das ältere zu sein. Dies Büschel, das da auf dem Felde gelassen wird, hat im Volksmunde mancherlei Namen erhalten; bald heißt es die Alte, bald der Wolf, bald das Wichtelmännchen, der Feldmann, in Österreich das Bärimandl, in der Schweiz das Erdmännel, in Baden der Bock, in Württemberg Mockel, in Bayern Oswald, in Norddeutschland der Vergodendeelsstruß und dergleichen. Diesen Namen der letzten Garbe pflegt auch derjenige zu erhalten, der den letzten

Schnitt getan hat. Nicolaus Gryse weiß im 16. Jahrhundert zu erzählen, daß damals das Landvolk in Niederdeutschland dies Büschel Getreide dem Affgade (Abgott) Woden dargebracht habe, und daß die Leute um dasselbe getanzt und gesungen hätten:

Wode, hale (hole) dynem Rosse nu Voder (Futter),
Nu Distel vnde Dorn,
Thom (Zum) andren Jhar beter Korn.

Noch in unserem Jahrhundert wird in gleicher Weise um dieses letzte Büschel, das in der Regel mit Blumen und bunten Bändern geschmückt ist, getanzt und gesungen, und wo dieser altheidnische Brauch geschwunden ist, wie in verschiedenen Strichen Oberdeutschlands, da betet man wenigstens noch bei dem letzten Halmbüschel ein Vaterunser. Das Büschel läßt man nach wie vor aus Scheu vor der alten Sitte draußen auf dem Felde stehen und deutet es schön und sinnig als Spende für die Vögel, während es ursprünglich dem Vegetationsdämon galt, von dem man im nächsten Jahre reichen Ernteertrag erhoffte.

Neben diesem Brauch wird in anderen Gegenden Deutschlands die letzte Garbe feierlichst nach dem Gehöft gebracht. Auch dann führt sie mancherlei Namen; besonders oft heißt sie die Alte, der Wolf, der Bock, die Roggensau, der Roggenhund, die Habergeiß und ähnlich. Das Wogen des Getreides hat den Mythus entstehen lassen, daß in ihm ein Dämon sein Wesen treibe. Bald ist es ein Weib, das Kornweib, die Kornmutter, Roggenmutter, Roggenmuhme, auch Großmutter genannt, ein Weib mit lang herabhängenden Brüsten und feurigen Fingern, bald auch ein Tier, der Roggenwolf, die Roggensau, der Roggenhund, der Haferbock, die Kornkatze. Wenn der Schnitt begonnen hat, flüchtet dieser Dämon aus einer Garbe in die andere, bis er in der letzten gefangen wird. Diese wird dann besonders aufgeputzt, mit Blumen und bunten Bändern geschmückt und auf dem letzten Erntewagen heimgebracht. Hier wird sie feierlichst dem Gutsherrn überreicht, der dafür den Schnittern das Erntebier geben muß, oder sie wird dreimal um die Scheune gefahren und dann in dieser an besonderem Platze aufgestellt. Nach dem Glauben des Volkes wohnt ihr eine besondere Kraft inne, denn die Körner dieser Garbe müssen auf alle Fälle unter das Saatkorn des folgenden Jahres gemischt werden, wenn dieses reiche Frucht tragen soll.

Ganz ähnliche Sitten wie bei der Getreideernte findet man auch bei der Heu-, bei der Flachs-, bei der Beerenernte: überall zeigt sich im Volksglauben das Bewußtsein, daß der Mensch in der Gewalt eines

höheren Wesens steht, von dem allein das Gedeihen des Werkes seiner Hände abhängig ist. Sich diesem Wesen dankbar zu zeigen und das Bewußtsein menschlicher Ohnmacht zu erkennen zu geben, das ist der Kern unseres Volksglaubens, der sich in all diesen Sitten und Gebräuchen deutlich abspiegelt. Und diesen Glauben können wir auch beim Obstbauer wahrnehmen, vor allem beim Winzer, der ja manchen Brauch, manche Sitte vom Ackerbauer in seine Tätigkeit aufgenommen und seinen Verhältnissen angepaßt hat. Seit der heilige Urban im Volksglauben der Schutzheilige des Weinstockes geworden ist, werden ihm dankbar vom ersten jungen Most Trankspenden dargebracht, und wie die letzte Garbe vom Felde unter besonderer Feierlichkeit eingeholt wird, so wird in manchen Weingegenden auch das letzte Faß des neuen Weines mit Bändern und Blumen geschmückt und von den Winzern feierlichst von den Weinbergen heimgeführt.

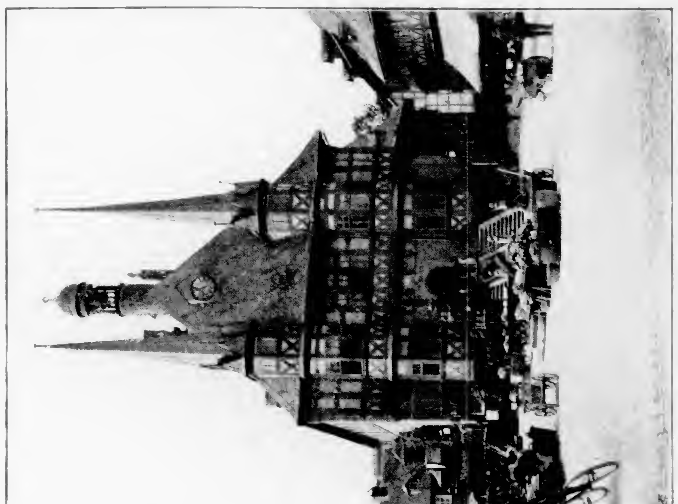
Daß sich alte Sitten und Gebräuche, die in der Jugendzeit unseres Volkes entstanden sind und daher den Volkscharakter am klarsten widerspiegeln, gerade bei der ländlichen Bevölkerung am längsten erhalten haben, erklärt sich hauptsächlich daraus, daß der Hirt und Landmann seiner Tätigkeit in der freien Natur nachgeht und das Leben in dieser die germanische Eigenart am meisten anspricht. Wo die Natur die Arbeit des Deutschen bestimmt, da herrscht auch die größte Zufriedenheit und Genügsamkeit, und beides ist bei dem Hirten und dem Landmann zu Hause. Dasselbe ungetrübte Glück, das wir hier antreffen, finden wir aber auch in den anderen Berufen, die den Arbeiter an die Natur ketten. Der Holzknecht des bayrischen Hochlandes und des Schwarzwaldes ist heiter und frohen Sinnes bei der gefährlichen Arbeit, der schon so mancher erlegen ist; laut ertönt im Bergwalde sein Jauchzen, das nur einige Tage ruht oder gedämpfter klingt, wenn die Arbeit wieder einen der Kameraden gefordert hat und an dem Orte, wo er gefallen ist, das Marterl, die Gedenktafel, errichtet worden ist. Mit heiterem Sang geht der Jäger im Walde und auf den Bergen seiner Beschäftigung nach, und derselbe Mann, der täglich Getier zur Strecke bringt, hat das wärmste Herz für jedes Tier, kennt genau seine Freuden und Leiden und sucht nicht selten die Qualen, die ihm die Natur bereitet, zu lindern. Der Wald ist sein Element, „in dem er lebt, in dem er sich wohl fühlt, jener deutsche Wald, ohne den das deutsche Volk gar nicht denkbar ist, der den inwendigen Menschen erwärmt und einer der wichtigsten Faktoren zur Kraftentwickelung unseres Stammes

ist“ (Riehl). Und wie der Oberdeutsche an seinen Bergen, der Mitteldeutsche an seinem Walde, so hängt der Niederdeutsche an seiner See. Der heitere Sinn des Ober- und Mitteldeutschen geht wohl dem norddeutschen Schiffer ab, aber deshalb nicht das Gemüt und der kindliche Sinn, mit dem er seine Umgebung auffaßt. Beim deutschen Seemann zeigt sich vor allem der deutsche Mut in der Todesgefahr, die ihn so oft umgibt, und die Opferfreudigkeit, dem Mitmenschen beizustehen, wenn diesem das Verhängnis droht. Weder auf das eigene Leben noch auf Weib und Kind wird geachtet, wenn draußen auf dem Meere ein Schiff dem Untergange nahe ist: Retten ist in diesem Falle Pflicht, und wo die Pflicht ruft, da gibt es für den Deutschen keine Rücksichten, kein Zaudern. Schon mancher deutsche Seemann ist beim Rettungswerke selbst von den Wellen begraben worden, aber trotzdem bleibt keiner zurück, wenn der Obmann zum Rettungsboote ruft.

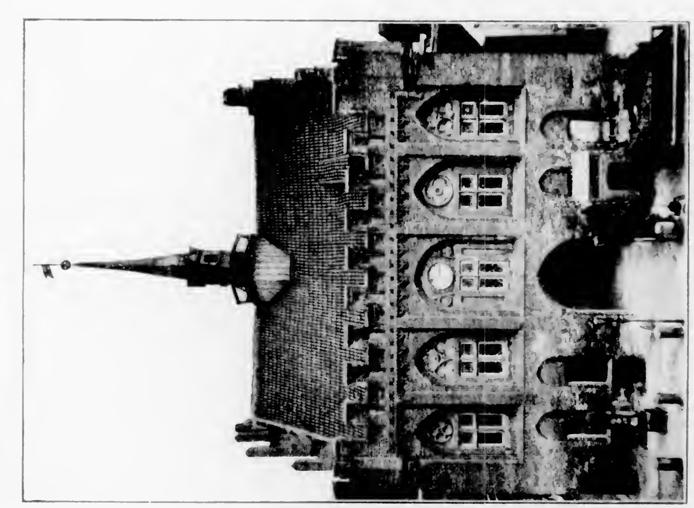
Etwas anders als bei den Menschen in der freien Natur hat sich das Leben in den deutschen Städten entwickelt (Taf. 4, Abb. 1, 2, 4). Von Haus aus ist der Deutsche dem Zusammenleben in eng begrenzten Orten feind; er hat sich erst im Laufe der Zeit daran gewöhnt. Hier in den Städten hat er seine Anhänglichkeit an die freie Natur wenigstens zum Teil preisgeben müssen, aber um so mehr hat sich dafür die Geselligkeit ausgebildet. Wie im Mittelalter die Innungen der Handwerker oder die Gilden der Kaufleute bei jeder Gelegenheit zusammenkamen und nicht nur geschäftliche Dinge besprachen, sondern auch den Becher kreisen und manches fröhliche Lied erklingen ließen und ihre Zunftfeste unter allerlei Scherz und sinnbildlichen Handlungen feierten (Taf. 3, Abb. 3), so trifft man sich auch heute noch in allen möglichen Vereinen und Vereinchen, um Gelegenheit zu gemeinsamem Trunke und Aufheiterung des Gemüts zu haben. Und der Deutsche bedarf solcher Aufheiterung, wie ja schon die Feste der ländlichen Bevölkerung gelehrt haben. Daher sind diese Vereine, Turn-, Schützen-, Gesang-, Militärvereine u. a., in den Städten hauptsächlich die Pflegstätten deutschen Wesens. Und doch ist die Liebe zur freien Natur, zum deutschen Wald und zu den deutschen Bergen auch in den Städten nicht erloschen. Nirgends finden wir so viel Gärten an den Häusern, nirgends so viel Schmuckplätze zur Erholung für jung und alt als in den Ländern der germanischen Rasse. Und wo dazu Grund und Boden fehlt, wie namentlich in den Großstädten, da werden die Kinder der Natur, Blumen und Blattpflanzen, in den Zimmern gepflegt. Ganze Gartenkolonien

sind entstanden, wo die Jugend sich in der freien Natur tummeln, die Alten sich nach des Tages Last und Mühe und an Sonntagen erholen können. Auch die Spaziergänge vieler Tausend Städter in Wald und Heide zeugen für diese Freude unserer Stadtbewohner an der freien Natur. Trefflich hat Goethe diese mit dem kurzen Worte charakterisiert: „Hier ist des Volkes wahrer Himmel". Und wem es irgendwie die Mittel erlauben, der schüttelt während des Sommers auf einige Wochen den Staub der Stadt ab, um in waldiger Gegend oder auf den Bergen oder am Meere die Freiheit in der Natur zu genießen. Wieder ist bei keiner anderen Rasse dieser Drang nach Waldfreiheit und nach der Poesie des Meeres und der Berge so groß in allen Schichten der Bevölkerung wie bei der germanischen. Die Tausende Städter, die alljährlich die deutschen Mittelgebirge bevölkern oder am Meere sich sonnen oder die Alpen erklimmen, legen beredtes Zeugnis davon ab. Begeisterung für die Natur und die Poesie, die sie birgt, treibt die meisten hinaus, nicht Sucht nach Abwechselung und Streben nach Zeitvertreib, wie nur zu oft die Vertreter anderer Nationen. Mit dem Wanderstab in der Hand, leichten Sinnes und mit leichtem Gepäck, durchstreift der Deutsche Berg und Tal. Hier zeigt sich auch bei dem Stadtbewohner noch der angeborene Natursinn, und so erklärt es sich, daß gerade von ihm ein großer Teil jener Wald- und Naturlieder herrührt, die unserer Dichtung eigen sind, und aus denen nicht allein die Freude an der Natur, sondern auch die Sehnsucht nach ihr in den mannigfachsten Tönen ernst und lustig widerklingt.

Aber auch noch andere echt deutsche Wesenszüge haben in die Städte ihren Einzug mitgehalten. Wie schon berührt, ist die Freude an Lied und Dichtung in der Stadt nicht verkümmert. Als die Ritter aufgehört hatten, zu singen und zu sagen, da nahmen sich die deutschen Meister in den Städten der Dichtkunst an. Später ist manches treffliche Wander- und Burschenlied hier entstanden, und die Arbeit in den Werkstätten hat bis in unsere Zeit Schritt gehalten mit dem Rhythmus des Liedes. Scharen junger Burschen verlassen an freien Tagen die Mauern der Städte und durchstreifen als Wandervögel mit Gesang die Lande und genießen in der freien Natur ihr anspruchsloses Mahl. Die alte Religiosität unseres Volkes ist ebenfalls mit in die Stadt gezogen: das beweisen noch heute die Heilighaltung des Sonntags und die vollen Kirchen, die wir in großen und kleinen Städten antreffen. Auch den unserem Volke eigenen Sinn für Recht und Pflicht hat der Deutsche in den Mauern der Stadt nicht verkümmern lassen. Von jeher haben die



2. Rathaus in Wernigerode (Harz).
Nach Photographie von Karl Abt, Frankfurt a. M. (Vgl. Text, S. 87.)



1. Rathaus in Marienburg (Westpr.).
Nach Photographie von Karl Müller, Marienburg. (Vgl. Text, S. 87.)



3. Burg Eltz an der Mosel.
Nach Photographie von Karl Abt, Frankfurt a. M. (Vgl. Text, S. 89.



4. Rothenburg ob der Tauber.
Nach Photographie von Dr. Herrmann Meyer, Leipzig. (Vgl. Text, S. 87.)

Städte als Wahrerinnen des Rechts gegolten, und das vor allem zu einer Zeit, wo auf dem flachen Lande Gewalt vor Recht ging. Deshalb flüchteten damals von hier Tausende in die Mauern der Städte, um dort Schutz und Schirm zu finden. Unter dem Schutze der Städte konnte auch der deutsche Kaufmann von Ort zu Ort ziehen; ihre Reisigen verteidigten ihn. Und war dem einen oder anderen von den übermütigen Rittern Unrecht geschehen, oder waren Bürger auf offener Landstraße angefallen worden, dann zogen die Handwerker zum Schlosse (Taf. 4, Abb. 3) des Frevlers, diesen sein rechtloses Beginnen büßen zu lassen, nicht selten mit dem Tode. Die vielen kühnen Taten der Städter zur Zeit des Raubritterwesens und der allgemeinen Unsicherheit, die in Volksliedern bis heute fortleben, zeugen ebensosehr von ihrem Rechtsgefühl und ihrem Selbstbewußtsein wie von ihrer Tapferkeit. Denn auch die deutsche Waffenfreudigkeit und Vaterlandsliebe offenbaren sich in den Städten in keinem schwächeren Grade als auf dem Lande. Seit sich die Bürger der Stadt Worms des unglücklichen Heinrich IV. angenommen und ihr Geld und ihre Waffen gegen bischöfliche und fürstliche Anmaßung ihrem Könige zur Verfügung gestellt haben, ist zu unzähligen Malen die bewaffnete Macht der Städte die Mauer gewesen, an der vaterlandsloser Sinn und habgieriges Streben äußerer Feinde zugrunde gegangen sind. Selbst zu Zeiten, wo die Neigung des Landmannes für das Waffenhandwerk erstorben zu sein schien, wie während und nach dem Dreißigjährigen Kriege, lebte sie in den Städten fort und erhielt sich hier, bis sie durch die Großtaten eines Friedrich II. und durch die Gewaltherrschaft eines Napoleon zu neuem Leben entfacht wurde. Und dieser Waffenfreudigkeit, dieses alten Erbteiles von unseren Vorfahren her, bedürfen wir mehr als jedes andere Volk, wenn wir unsere Eigenart erhalten wollen, da wir auf allen Seiten von fremden Völkern umgeben sind, die auf Kosten unseres Landes ihr Gebiet zu vergrößern trachten. Und nie hat sich diese Waffenfreudigkeit schöner gezeigt als in dem letzten großen Kampfe, den das deutsche Volk gegen eine Welt voll Feinde zu bestehen hatte. Wie ein Mann stand das Volk kampfbereit da, Millionen strömten zu den Waffen, um mit diesen das Vaterland und die Heimat zu verteidigen, die durch die Eroberungs- und Scheelsucht heimtückischer Feinde gefährdet war. Schwere Tage waren über unser Volk heraufgezogen, aber seine Glieder durchströmte das Mark der Nibelungen, und so verrichtete es Heldentaten, wie sie die Menschheit noch nicht erlebt hat. Der Geist der Uneinigkeit und Erhebung

gewisser sozialer Schichten, krankhafter Genußsucht, der Oberflächlichkeit und anderer Untugenden, der anfing, sich in unserem Volke einzunisten, war plötzlich geschwunden, und die ernste Natur des Deutschen mit ihren sittlichen Grundsätzen und ihrer Wachsamkeit über Wahrheit, Treue und Recht kam wieder zur Geltung. Das waren die Früchte des „Militarismus“, den unsere Gegner niederringen wollten, was ihnen aber auch mit Aufbietung aller Kräfte nicht gelang. Und so wurde ihnen das vielgehaßte Wort zum Anlaß unzähliger Lügen und Verleumdungen. Bald traten aber auch andere lobenswerte Eigenschaften unseres Volkes schärfer als je hervor: die Dankbarkeit der Daheimgebliebenen und besonders der Frauen gegen die Krieger im Felde, die sich in den schier unermeßlichen Spenden offenbarte, das dankbare Gedächtnis gegenüber den gefallenen Helden, das sich vor allem in der Sorge für die Leichen und der Pflege der Gräber zeigte, der Wille, auch die größten Mühsale zu bezwingen, die Geistesstärke, sich schnell in jede neue Lage und Beschäftigung einzuarbeiten, das Mitgefühl für die unschuldigen Glieder, besonders die Frauen und Kinder, feindlicher Völker, der starke Rechtssinn, der auch dem Feinde die Anerkennung zollt, die ihm gebührt. Und welcher Unterschied in der Auffassung von Wort und Tat zwischen uns und unseren Gegnern! Während diese viel reden und unentschlossen handeln, schweigt die deutsche Heeresleitung von ihrem Vorhaben und macht die Welt erst mit der fertigen Tat bekannt. So haben sich in jüngster Zeit im deutschen Wesen Tatkraft und wahre Menschlichkeit vereint zur Rettung und Weiterentwickelung menschlicher Kultur und Freiheit.

Register.

Die fettgedruckten Zahlen bedeuten Hauptstellen.

Aargau 16.
Aberglaube 23. 28. 31. 51. 53. 76.
Ackerbau **73.** 74. **80.**
Adventszeit 49.
Ähren, erste 84.
Alemannen 25. 59. 71.
Alpen 41. 74. 75. 77. 78. 80.
Alphorn 79.
Alte (letzte Garbe) 84. 85.
Altenburg 44.
Alter Jude 60.
Ammianus Marcellinus 8.
Andacht 40.
Andreastag 52. 57.
Anhänglichkeit 46; s. auch Konservativismus und Pietät.
Anpassungsfähigkeit 8. 35. 90.
Arbeit 34—36.
Armenfürsorge 47.
Arminius 9.
Aubanus, Johannes Bohemus 59.
Ausdauer 34.
Aussaat 80. 81.
Austrieb des Viehes 78.

Bachstelze 75.
Baden (Land) 82. 84.
Baden (Waschen) 7.
Bärimandl (letzte Garbe) 84.
Bauer (Landmann) 13. 20. 37. 67. 73. 74. 77. 80. 82. 83.
Bäume 32.
Baumpflanzung bei der Geburt 16.
Bautastein 11. 34.
Bayern 43. 57. 64. 68. 84.
Bayrischer Wald 35.
Begräbnis 32.
Berthold von Regensburg 14.
Beschäftigung der alten Germanen 11.
Bibel 40. 41.
Biene 32. 76.
Bier 43.
Bilwisschnitter 82.
Birke 62. 63.
Bock (letzte Garbe) 84.
Böhmen 69. 70.
Böhmisch-Bayrischer Wald 33. 35. 45.
Böse Geister 18. 25. 27.
Böse Mächte 83.
Bosselnächte 54.
Brandis, Tile 29.
Braunschweig 25.
Brautfuder 25.
Brautführer 26.
Brautjungfern 26.
Brautkauf 22.
Brautkranz 30.
Brautlauf 28.
Brautschloß 28.
Brautsuppe 27.
Brauttanz 30.
Brautübergabe 26.
Buchard von Worms 69.
Buchardstag 48.
Buchstaben, Einführung 11.
Buzegraale 53.

Cäsar 7. 8. 20. 40.
Chauken 3.
Chemnitzer Rockenphilosophie 84.
Christfest 48. **49. 50.** 55. 56; s. auch Weihnachten.
Christstolle 57.
Cimbern 3.

Dämonen 18. 67. 68. 69. 73. 76. 78. 81. 83. 84. 85.
Dankbarkeit 72. 90.
Deckebeschlagung 30.
Dienstboten, s. Gesinde.
Dio Cassius 8.
Dithmarschen 20.
Donnerbesen am Giebel 38.

Dorf 37.
Drachen 68. 84.
Drangeld 22.
Drudenfuß 76.
Drusus 8.

Ehe 2. 19. 20.
Ehebruch 2.
Eheschließung 22.
Ehrfurcht 46.
Ehrgefühl 62.
Ei 82.
Eifel 27.
Einfachheit 7. 14.
Einherjer 42.
Einödhöfe 37.
Einzelhöfe 37.
Elegius 69.
Elsaß 42. 56. 64.
Elster 16.
Erbauungsbücher 41.
Erbschloß 28.
Erdmännel 84.
Erholung 40. 41. 45.
Ernst 43. 65.
Ernte 80. 83.
Erntebier 85.
Erzählen 41.
Erzgebirge 28. 64.
Erziehung 19.
Essen und Eßlust 16. 57. 70.

Fachwerk 38.
Familie 13. 15. 16. 36. 45. 58.
Familienfeste 43.
Familienleben, -sinn 4.
Farbenfreudigkeit 7. 38. 39.
Faß, letztes 86.
Fastnacht 48. 58. 60. 61.
Fedelwagen 25.
Feldarbeit 81.
Feldberg 59.
Feldmann (letzte Garbe) 84.
Fensterln 20. 21.
Feste 47—72.
Feuer 67. 68. 78. 81.
Flöte 41.
Flurumgänge 81.
Franck, Sebastian 49. 59. 72.
Franken 51. 59. 60.
Fränkisch-Henneberg 28.
Frau 2. 3.
Frau Holle 35. 50. 51.
Freigebigkeit 5; s. auch Gebefreudigkeit.
Freiheitsdrang 45.
Friesen 9. 28. 33.
Frohsinn 29. 43. 70.
Frömmigkeit 19. 27. 75. 79.
Fruchtbarkeitszauber 29.
Frühjahrsfeuer 59. 60. 78.
Frühjahrsfeuerfest 58.
Funkensonntag 59.

Gans 72.
Garbe, erste 83. 84.
— letzte 84. 85.
Gartenkolonien 87.
Gasseln gehen 20.
Gastfreundlichkeit 25. 29. 70.
Gebefreudigkeit 49. 57.
Gebet 40. 82. 83. 85.
Geburt 15. 16.
Gegensätze zwischen Nord und Süd 12—17.
Geister 50. 51. 76; s. auch Böse Geister und Dämonen.
Geisterbanner 50.
Geiz 47.
Gemüt 15. 16. 23. 36. 48. 52. 55. 58. 77. 87.
Genossenschaftlicher Sinn 46.
Genügsamkeit 86.
Geräte 10. 11.
Gerechtigkeitssinn 21. 46.
Gesang 36. 41. 43. 48. 49. 69. 72. 79. 81. 84. 88; s. auch Lied, Musik.
Gesangbuch 40.
Geschlechter-Verhältnis 19.
Geschlechtsliebe 19.
Geselligkeit 87.
Gesellschaftsspiele 41.
Gesinde 4. 45. 46. 56.
Getreide 32.
Glaube 83.
Glückstage 23.
Goethe 34. 88.
Götten 17.
Götter 81.
Gotthelf, Jeremias 34.
Gottschee 29.
Gottvertrauen 31. 39.
Grabpflege 33. 34. 90.
Großmutter (Roggenmuhme) 85.
Grüner Mann 64.
Gryse, Nicolaus 85.

Haartracht 7.
Haberfeldtreiben 46.
Habergeiß 85.
Haferbock 85.
Hagelfeuer 67. 68.
Hahnschlag 70.
Handel 11. 74.
Handmühle 10
Handwerk und Handwerker 74.
Hanseli 61.
Harz 41.
Haube 30.
Haufendorf 37.
Haus 4.
Hausgenossenschaft 4.
Hausinschriften 39.
Häuslichkeit 38—40.
Haustiere 3. 11. 32. 51. 75. 76. 77.
Heiligenbild 67.
Heiligenkult 13.

Heiligenlegenden 41.
Heilige Zeit 50. 81.
Heim 36; s. auch Wohnhaus.
Heimatliebe 80. 81.
Heimgarten 20.
Heimtrieb des Viehes 78. 80.
Heiterkeit 36. 61.
Herbstfest 70.
Herd 13. 28. 29.
Herden 73; s. auch Haustiere.
Herrgottsvogel (Storch) 76.
Herzenseinfalt 46.
Hessen 65. 75.
Hexen 60. 68.
Hildesheim 29.
Hilfsbereitschaft 38. 47. 87.
Hirt 73. 74. 75. 77. 78. 79. 86.
Hirtenleben 80.
Hochzeit 15. 23—31.
Hochzeitsbitter 24. 25. 29.
Hochzeitsgeschenke 30.
Hochzeitshemd 32.
Hochzeitslader 24.
Hochzeitslieder 29.
Hochzeitsmahl 29.
Hochzeitstänze 29.
Holzfräulein 83.
Honigkuchen 57.
Hudler 61.
Hufeisen 76.
Humor 15. 23. 48. 53. 64.
Hund 77. 78.
Hutzelbrot 57.

Immermann 1. 19.
Innerlichkeit 39.
Inngebiet 25.
Invokavit 59.

Jagd 5.
Jäger 86.
Jahresfeste 48.
Jahreszeiten, Wechsel 47.
Johannisabend 69.
Johannisfeuer 67. 68. 69
Johannisnacht 76.
Johanniswein 84.
Johanniszeit 66. 67. 68.

Kammerwagen 25.
Kampfeslust 3; s. auch Tapferkeit.
Karfreitag 14.
Karl der Große 13.
Karneval 49. 61.
Kartenspiel 44.
Kästewagen 25.
Katze 77.
Kaufmann 74.
Käuzchen 31.
Kegelspiel 44.
Kermse 70.
Kerze, heilige 31.
Keuschheit 20. 22. 65.
Kilbi 70.
Kilchwih 70.
Kilt 21.
Kinder 3. 16. 17. 19.
— uneheliche 17.
Kindlichkeit 39. 87.
Kirbe 70.
Kirchen 40.
Kirchenbesuch 40. 49. 56. 71. 81. 83. 88.
Kirchenjahr 47.
Kirchgang, s. Kirchenbesuch.
Kirchhöfe 34.
Kirchmesse 70.
Kirchweih 48. 70.
Kirmes 70. 71.
Klapperbock 53.
Klozenbrot 57.
Knecht Ruprecht 53. 54.
Knöpflesnächte 54.
Konservativismus 37. 38. 44. 73. 80. 81.
Kornkatze 85.
Kornmutter 85.
Kornweib 85.
Kost, s. Nahrung.
Kreuzschnabel 75.
Krieg 5.
Kuckuck 31.
Kunkelstuben 20.
Kuß 21.

Lätare 60.
Latzmann 64.
Laubmännchen 64.
Lebensfreude, -genuß, -lust 48. 61. 70. 72.
Leibeigene 4.
Leichenbretter 33.
Leichenschmaus 33.
Liberius (Bischof) 55.
Lichterbaum 49. 56.
Liebe 19. 32.
Lied 36. 41. 69. 70. 79. 84. 88; s. auch Gesang, Musik.
Lorsch 58.
Lostage 51.
Lüneburger Heide 29.
Luther 42.

Mähren 27.
Mai 61. 62. 63. 66.
Maibaum 62. 63.
Maienknechte 62.
Maigerte 76. 78.
Maigraf 64. 65.
Maigrafenfest 64.
Maikönig 63. 64. 65.
Maikönigin 65.
Mailehen 65.
Maistange 63.
Märchen 41.
Marken 28.
Märkte 11.
Marobodus 9.
Marschen 74.
Marterl 86.
Martinshörndl 72.
Martinsschmaus 72.

Martinssingen 72.
Martinstag 48. **71. 72.**
Martinstrunk 72.
Mecklenburg 28. 51.
Menschlichkeit 90.
Meyer, Hugo Elard 81.
Minnetrinken 33.
Mitgefühl, Mitleid 45—47. 55. 57. 58. 90.
Mittagsmutter 84.
Mittelgebirge 41. 74.
Mockel (letzte Garbe) 84.
Mondjahr 12.
Morgensprache 43.
Morgensuppe, s. Brautsuppe.
Musik 29. 41. 81; s. auch Gesang, Lied.
Mystik 32.

Nachbarschaft 46
Nahrung 7. 10.
Name 18.
Namengebung des Viehes 77.
Natursinn 16. 23. 28. 48. 56. 58. 72. 80. 87. 88.
Neujahrsgeschenke 49. 57.
Neujahrstag 49.
Niederösterreich 33.
Nikolaus (Kalenderheiliger) 53.
Nikolausabend 54.
Nikolaustag 50. 57.
Nobiskrug 42.
Norddeutsch und süddeutsch 12—15.
Notfeuer 67. 68. 78.

Oberbayern 25. 28. 43; s. auch Bayern.
Oberpfalz 33. 83. 84.
Obstbau 74. 80. 86.
Opfer 81.
Opferschmäuse 50.
Opferwilligkeit 40.
Ortssagen 41.
Ostern, Osterzeit 48. 66. 67.
Österreich 25. 84.
Osterwasser 76.
Oswald (letzte Garbe) 84.

Pantoffelwerfen 52.
Paten 3. **17.** 18.
Patenhemd 32.
Pelzmärte 53.
Perchta 35. 50. 51. 54. 57.
Pferdeköpfe am Giebel 13. 38.
Pfingstbier 48.
Pfingsten 48. 62. 64. 66.
Pfingstklötzl 64.
Pfingstknechte 62.
Pfingstkönig 64.
Pfingstkönigin, s. Maikönigin.
Pfingstl 64.
Pfingstreiten 66.
Pfingstwasser 76.
Pflichtgefühl 45.
Phantasie 15. 16. 31. 52.
Pietät 27. 29. 33. 34. 71. 90.
Poesie 72. 79. 80. 84. 88.
Polterabend 26.
Pommern 53.
Praktischer Sinn 46.
Primißführen 25.
Prunk 48.

Radtreiben 59.
Rauch- (Rauh-) Nächte 51.
Raufen 44.
Rebretter 33.
Recht 90.
Rechtlichkeit **3. 4.** 11. 30. 46. 62. 89. 90.
Regen 23.
Regenzauber 61. 64.
Reinheit 22.
Reinlichkeit 7.
v. Reinsberg-Düringsfeld 69.
Religion, Religiosität 15. 40. 41. 53. 80. 81. 84. 88.
Rheinlande 65.
Rheinpfalz 82.
Riehl 87.
Ringstechen 66.
Rockenstuben 20.
Roggenhund (letzte Garbe) 85.
Roggenmuhme 85.
Roggenmutter 85.
Roggensau (letzte Garbe) 85.
Roggenwolf 85.
Römer 2. 4.
Römischer Einfluß 9. 10.
Rosegger 56.
Rosensonntag 60.
Rotkehlchen 75.
Rotschwänzchen 75.
Runen 11.
Runensteine 11. 34.

Saatsegen 82.
Sachsen 13. 14. 28. 33. 84.
Sachsenroß 9.
Sankt Martin 72.
— Urban 86.
Saterland 28.
Sauberkeit 40; s. auch Reinlichkeit.
Schäfer (Hirt) 79.
Scheibenschlagen, -treiben, -werfen 59.
Scherz 72. 84; s. auch Frohsinn, Humor.
Schicksalsfragen 52.
Schießen 18. 25. 27.
Schiller 19.
Schimmelreiter 53.
Schlesien 51. 60.
Schleswig-Holstein 83.

Schmaus 31.
Schmuck 39.
Schossonntag 59.
Schrift 11.
Schuhwerfen 52.
Schützenfeste 65. 69.
Schutzmittel gegen Dämonen 18.
Schwaben 27. 53. 54. 57. 59. 64. 66. 68. 71.
Schwalbe 75.
Schwan 16.
Schwarzer Sonntag 60.
Schwarzwald 61. 86.
Schweiz 29. 84.
Schwerttanz 5.
Schwimmen 7.
See 87.
Seemann 87.
Selbstbewußtsein 35. 37. 89.
Senn 79. 80.
Siebenbürger Sachsen 29. 32. 40. 83.
Silvester 52.
Sinnigkeit 15.
Sippendorf 37.
Sippschaft 4. 13. 17. 37.
Sittenreinheit **2.** 22.
Sittlichkeit 21.
Sommer 60. 61. 69.
Sommersonnenwende 67. 68.
Sommersonntag 60.
Sondergeist 38.
Sonne 59.
Sonnenjahr 12.
Sonnenrad 59.
Sonnenwendfeuer 69.
Sonntag 40. 41.
Sorglosigkeit 48.
Spaßmacher 66.
Spielsucht 6. **44. 45.**
Spinnen **35.**
Spinnstuben 20. 21. **35.**
Stadt 15. 20. 22. 74. 87. 88. 89.
Stammtisch 43.
Starrköpfigkeit 37.
Steiermark 61. 68.
Storch 16. **75** 76.
Strabo 8.
Straßburg 56.
Studenten 43.
Sueben 7.
Sugamber 9.

Tacitus 2. 3. 5. 7. 15. 20. 37. 38. 40. 42. 63.
Tanne, Tannenbaum 49. 56. 57. 62. 63.
Tanz, Tanzen 20. 21. 29. 31. 41. 48. 63. 69. 70.
Tapferkeit 3. **4. 5.** 89.
Tatkraft 90.
Taufe 15. **17.** 18.
Taufpfennig 18.
Taufschmaus 18.
Teutonen 3.
Thomastag 52.
Thüringen 25. 32. 60. 64. 65. 70. 82. 84.
Thüringer Wald 28. 41.
Tiberius 9.
Tiere 57. 75. 76; s. auch Haustiere.
Tirol 27. 46. 61. 66. 77. 79.
Tischgebet 40.
Tod **16. 31.** 32.
Todaustragen 60. 64.
Totenanteil 32.
Totenbretter 33.
Totenpflichten 32.
Totenwacht 32.
Treue **5.** 18. 19. 20. 21. 46. 90.
Trinken, Trinklust 6. 16. 33. 42—44. 57. 70.
Trinkhornbruderschaft 42.
Trunksucht **42. 43.**

Ulrich von Lichtenstein 62.
Ummebidders 24.
Umsicht **34.**
Unternächte 51.
Untersberg in Salzburg 16.
Üppigkeit 29.

Varus 9.
Vaterlandsliebe 89.
Vegetationsdämon 84. 85.
Vereine **44.** 87.
Vereinzelung 37.
Vergodendeelsstruß 84.
Verkündzeit 23.
Verlobung 22.
Vermummungen 61. 72.
Verschwendung 6.
Verstorbene 50.
Vieh **68.** 78; s. auch Haustiere.
Viehzucht **74.** 75. 80.
Vogelstellerei 41.
Vogtland **51.**
Volksgerichte 46.
Vorspannen 25.
Votivgaben 41.

Waffen 7.
Waffenfreudigkeit 89.
Wahrheit 90.
Wahrsagerinnen 50.
Wald 56. 86.
Waldarbeiter 86.
Walküren 42.
Wallfahrten 81.
Walther von der Vogelweide 62.
Wandern 88.
Wandervögel 70. 88.
Wassermühle 10.
Wechsel der Jahreszeiten 47.
Weidewirtschaft 10. **73.** 74. 75.

Weihnachten, Weihnachtszeit **49**. 58; s. auch Christfest.
Weihnachtsgebäck 57.
Weihnachtsgeschenke 49. 57.
Weihnachtsspiele 53. 54.
Wein 10. 43.
Weinbau 74.
Weissagung 51.
Werbung 22.
Werre 35.
Westfalen 32. 34. 37. 65. 77. 78.
Wetterpropheten 79.
Wettrennen 66.
Wichtelmännchen (letzte Garbe) 84.
Wilder Jäger 50. 51.
Wilder Mann 64.
Willensstärke 3.
Winter 60. 61.
Winzer 86.
Wirtshausleben 13. **41**. **42**.
Witterung 23.
Wöchnerin 18.
Woden 85.
Wodesheer 50.
Wohnhaus 7. 38—40.
Wohnung 10.
Wolf (letzte Garbe) 84. 85.
Wunderdoktoren 79.
Würfelspiel 44.
Württemberg 84.
Wütendes Heer 50.

Zartgefühl 65.
Zauber 51.
Zauberspruch 82.
Zeit, heilige 50. 81.
Zeitrechnung 11. 12.
Ziehharmonika 41.
Zierat 39.
Zither 41.
Zufriedenheit 36. 86.
Zugvögel 75.
Zukunftserkundung 51—53.
Zwölf Nächte 51. 76.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

